1,40 DM / Band 37
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Boris Cormac

In der Gewalt der Orlonen

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 Inkl. / Spanien P 65



In der Gewalt der Orlonen

Damona King Nr. 37

Teil 2/3

von Theodor Dombrowski

erschienen am 21.07.1980

In der Gewalt der Orlonen

Ein steifer, manchmal böiger Nordostwind peitschte über das Meer, riß aus den Schaumkronen der Wellen Kaskaden winziger Wassertröpfchen und blähte das Rahsegel so stark, daß der Schiffsmast knackte und ächzte. Der scharfgebaute, schmale Bug der SEA EAGLE zerteilte die Wellen wie ein Messer. Obwohl die Mittagsstunde erst kurz vorüber war, herrschte Zwielicht. Der Himmel war mit dicken, schwarzen Wolken zugepackt. Die Galeere Lord Broons, Oberherr von Northumbrien, hatte vor einer knappen Stunde den Hafen von Konth verlassen. Das Wetter schien es gut mit dem Fürsten zu meinen.

Wenn es bis zum nächsten Morgen anhielt, dann würde das Schiff bereits viele Meilen zurückgelegt haben.

Damona stand auf dem Heckkastell und schaute gedankenvoll auf die aufgewühlte Wasseroberfläche. Die Wellen wurden höher. Der Wind pfiff durch das Tauwerk und entlockte ihm eine schrille Musik. Sturm schien aufzukommen. Da, am westlichen Horizont, zeigte sich ein eigenartiges Phänomen: Wie ein gigantisches Tor sah es aus – außen fast schwarz und innen fahlgelb.

Und dieses »Tor« wuchs mit rasender Geschwindigkeit.

Und je mehr es wuchs, um so orkanartiger wurde der Wind und um so höher die sich auftürmenden Wellenberge. Immer wieder wurde die Galeere wie von einer Riesenfaust hochgehoben, um im nächsten Augenblick pfeilschnell in den Abgrund geworfen zu werden. Es klatschte jedesmal, wenn der Bug des Schiffes tief in den schäumenden Gischt eintauchte, Damona fühlte dann, wie der Schiffsrumpf erzitterte, als sei er ein lebendes Wesen.

Lord Broon hatte das schwere Steuer selbst übernommen. Er liebte es, in solchen Augenblicken mit den Elementen zu kämpfen und sie herauszufordern.

Die Galeere rollte so stark, daß Damona wieder ihre kleine Kajüte aufsuchte. Das war gar nicht so einfach. Sie kam nur langsam voran, mußte sich Stückchen für Stückchen nach vorne quälen, immer wieder in Gefahr kommend, von dem zum Sturm gewordenen Wind über Bord gerissen zu werden. Doch gottlob hingen überall Tauenden, an denen sie sich festhalten konnte.

Damona legte sich sofort aufs Bett. Sie hatte zwar keine Furcht, seekrank zu werden, aber liegend ließ sich der Sturm doch besser ertragen.

Es war für sie eine eigenartige, fast unwirklich zu nennende Situation, in der sie sich zu diesem Zeitpunkt befand. Das Halbdunkel in dem winzigen, verschlagsähnlichen Raum, das Heulen und Brausen des Sturms, das Sichaufbäumen des Schiffes und der nachfolgende Absturz in das nächste tiefe Wellental gaben gewissermaßen das Kolorit zu einem Bild, wie es fantastischer nicht gedacht werden konnte.

Der ihr von dämonischen Mächten durch List aufgezwungene Dimensionswechsel hatte sie nach Yllnoor verschlagen, einem Planeten, den es im ›normalen‹ Raum-Zeit-Kontinuum gar nicht gab. Eine Wahrscheinlichkeitswelt in einem Wahrscheinlichkeitsuniversum.

Jedesmal, wenn sich Damona diese Tatsache vor Augen hielt, erschauerte sie zutiefst. Und jedesmal zwang sie ihren Geist, sich nicht um eine Klärung ihrer rätselhaften Lage zu bemühen. Sie war auf einer anderen Welt – richtig! Auf einem Planeten, auf dem auch Mike weilte – auch das war richtig. Ihn mußte sie finden. Erst dann konnte sie sich Gedanken hingeben, die sich mit der Rückkehr zur Erde beschäftigten. Und diese Beschäftigung würde nur dann einen – vielleicht auch nur vagen – Sinn haben, wenn sie wieder über ihre magischen Fähigkeiten verfügte. Damona wußte nicht genau, woran es lag, daß ihr Extrabewußtsein plötzlich nicht mehr funktionierte.

Doch allmählich begann sich tief in ihr zumindest eine Ahnung abzuzeichnen. Die Struktur dieses ›anderen‹ Universums war es, mußte es sein! Damonas geistige Fühler konnten diesen Kosmos nicht verlassen. Und eben das war eine notwendige Voraussetzung dafür,

den dimensionslosen psychischen Raum zu erreichen, um sich dessen ungeheuere Energien zunutze machen zu können.

Schon oft hatte Damona über diese Frage nachgegrübelt. Immer wieder hatte sie versucht, eine Antwort zu finden. War es vielleicht ein magisches Feld von einer unfaßbaren Stärke, das dieses Universum abschirmte und allen Anstrengungen ihres Geistes, es zu durchdringen, spottete? Oder aber – und daran vermochte sie nicht zu glauben, denn damit wäre ihre Niederlage endgültig – hatte ihr Extrabewußtsein durch den Sturz auf diese Welt Schaden genommen? Verständlich, daß Damona nach einer Erklärung für das jähe Erlöschen ihrer Parafähigkeiten suchte. Doch bei alledem verließ sie ein Gefühl nicht: das Gefühl der Hoffnung und der Zuversicht. Und dieses Gefühl war es, das Verzweiflung und Resignation von ihr fernhielt. Was auch immer geschah – Damona war zutiefst davon überzeugt, daß das Gesetz, unter dem sie stand und das sie erfüllen mußte, sich letzten Endes durchsetzen würde. Und dieses innere Wissen – ein Wissen, viel stärker, als jede logische Überlegung einem schenken kann – gab ihr jenen hohen Mut, ohne den sie auf Yllnoor verloren gewesen wäre.

Und dann dachte Damona an Lord Broon. Seltsam, sollte sie sich so in ihm getäuscht haben? Seit dem Verlassen des Palastes hatte er kein Wort mehr mit ihr gewechselt. Und, auf dem Schiff angekommen, hatte er ihr gleich die Gastkajüte zugewiesen. Sie war zwar klein, aber immerhin, sie war allein, hatte einen Raum für sich. Von dem Augenblick an, als sie sich unter seinen Schutz gestellt hatte, war sein Benehmen sogar achtungsvoll geworden. Er redete zwar nicht mit ihr, aber er tat auch nichts, was ihr hätte Furcht einflößen können. In seinen Augen, die manchmal merkwürdig forschend auf ihr ruhten, las Damona nichts, was nach Gemeinheit aussah. Aber sie hütete sich davor, deshalb an eine Wandlung Broons zu glauben.

Jeden Augenblick konnte er sich wieder von seiner grausamen Seite zeigen.

Ihre Gedanken wurden langsamer, zähflüssiger, mehr und mehr nebelhaft, verschwanden schließlich ganz. Es war die Reaktion auf das Geschehen der letzten Tage, die Damonas Bewußtsein trotz des wütenden Sturms in die dunklen Tiefen des Schlafes hinabzwang.

Als sie aufwachte, schien die Sonne durch das kleine Bullauge. Damona war sofort hellwach. An ihr Gehör drang eine laute, befehlende Stimme. Es war die Stimme Lord Broons, der auf seiner Galeere auch die Stellung eines Kapitäns innehatte. Füße stampften über das Deck.

Das unverwechselbare quietschende Geräusch einer sich drehenden Seilwinde folgte.

Damona sprang aus dem Bett und machte sich notdürftig frisch.

Als sie das Deck des Heckkastells betrat, bemerkte sie sofort, daß etwas Ungewöhnliches passiert sein mußte. Die gesamte Schiffsbesatzung drängte sich an der Steuerbordreling und starrte auf die nur noch leicht kabbelnde See.

Und dann sah es auch Damona. Das kleine Floß mit dem vom Sturm abgebrochenen Behelfsmast. Und darauf die beiden Männer, die sich mit Tauen an das Floß festgebunden hatten. Sie mußten bewußtlos sein, denn sie bewegten sich nicht.

Das Boot, das von der Galeere hinuntergelassen worden war, erreichte in diesem Augenblick die winzige, hölzerne Insel. Zwei Männer schwangen sich hinüber und schnitten die immer noch regungslosen Gestalten los.

»Sie leben«, sagte kurze Zeit darauf Elgin Ferris, nachdem er die Männer kurz untersucht hatte. Ferris war der Schiffsarzt, kenntlich durch sein weißes, kaftanähnliches Gewand, das um seinen dürren Leib schlotterte.

»Wie lange werden sie brauchen, bis sie wieder bei Kräften sind?« fragte Lord Broon, der dicht neben Ferris stand.

»Einen, vielleicht auch zwei Tage«, gab der Arzt beflissen Auskunft. »Es sind ungewöhnlich starke Männer. Ihre Körper werden die schwere Erschöpfung bald überstanden haben.«

Broon nickte befriedigt. Dann wandte er sich an McPherson, den Steuermann. »Sorge Er dafür, daß sie anschließend auf die Ruderbank kommen. Wir können sie gut gebrauchen.«

»Aye, aye. Euer Gnaden«, antwortete McPherson. »Zwei Bänke sind nur mit jeweils einem Ruderer besetzt.« Er grinste, was ihm ein schauerliches Aussehen gab. Der Steuermann besaß nur noch ein Auge. Und seine Nase war von einem Schwerthieb so deformiert worden, daß nur noch die obere Hälfte übriggeblieben war. Sie war nicht mehr als ein mit Haut überzogener Knorpel. Der Hieb hatte ihn auch ein Stück seines Kinns abgeschlagen.

Damona beugte sich über das Geländer des Heckkastells. Die beiden geborgenen Männer lagen auf den Schiffsplanken genau unter ihr.

Unmöglich, ihre Augen mußten sie täuschen! Sie schaute genauer hin. Aber der Anblick blieb derselbe. Das waren die beiden Männer die sie vor wenigen Tagen inmitten anderer Gefangener auf dem Gitterwagen gesehen hatte. Ein Wagen, der als rollendes Gefängnis diente. Oliver Mortimer hatte der arrogante Offizier geheißen, der sie und die anderen Gefangenen nach Khont gebracht hatte. Der rechts liegende, ältere Mann war derjenige, der ihr, bevor sich die Gefängnistore hinter ihm schlossen, einen hilfesuchenden Blick zugeworfen hatte. Obwohl es auf der Reise nach Khont nicht zu einem einzigen Wort zwischen ihnen gekommen war, hatte sich eine sympathische Schwingung zwischen ihnen entwickelt, jenes Gefühl,

das keiner Worte bedarf.

Es gab keine andere Erklärung – sie mußten geflohen sein. Aus einem Gefängnis entflohen, das Mortimer voller Stolz als das sicherste von ganz Yllnoor bezeichnet hatte.

Damona blickte hoch – und sah genau in die Augen des Lords. Sicher, sein kantiges, wildes Gesicht hatte sich nicht verändert. Auch nicht die merkwürdige grünlichblaue Farbe seiner Augen. Doch irgendwie war seine Ausstrahlung eine andere. Sie enthielt nicht mehr jene Brutalität, die Damona so stark empfunden hatte, als sie den Lord im Palast des Oberherrn von Khont kennenlernte. Einen Augenblick versanken seine Augen in die ihren. Dann drehte er sich mit einer abrupten Bewegung um und verschwand im Vorderkastell.

Dieser kurze Moment genügte Damona um den seelischen Zustand des Oberherrn von Northumbrien zu erkennen. Dieser herrische, grausame und vielleicht auch dämonische Mann hatte an der tiefsten Stelle seines Inneren eine Entdeckung gemacht, die ihn wahrscheinlich selbst bestürzte. Er hatte in sich eine Zuneigung entdeckt, die mehr war als nur das Verlangen, den anderen zu besitzen.

Ein Gefühl also, das sich diametral von allen seinen bisherigen Gefühlen unterschied.

Damona wäre keine Frau gewesen hätte ihr diese Erkenntnis nicht geschmeichelt. Doch ihr war klar, wie nahe Liebe und Haß oft beieinander liegen. Das positive Gefühl in Lord Broon konnte sich von einer Sekunde zur anderen wandeln, spätestens dann, wenn er die Aussichtslosigkeit seiner Liebe zu Damona erkannte. Es war ein Spiel mit dem Feuer. Es verbrannte nicht nur sehr leicht die Finger, sondern brachte ebenso leicht den Tod.

Während Damona sich diesen Gedanken hingab, waren die beiden geretteten Männer bereits in die Mannschaftsunterkünfte gebracht worden. Nur noch wenige Leute waren auf Deck zu sehen. Der Sturm war fast zu einer Windstille abgeflaut. Von irgendwoher erscholl ein scharfer Befehl. Kaum war er verhallt, als das dumpfe, aufwühlende Tomtom einer Trommel ertönte. Zu beiden Seiten der Galeere schwangen sich lange, blitzende Ruderblätter ins Meer versanken kurz darin, wurden wieder herausgerissen und zurückgezogen. Die zuletzt fast bewegungslos im Wasser liegende Galeere kam langsam in Bewegung, nahm zunehmend Fahrt auf. Das Tomtom ertönte in kürzeren Abständen, zwang die Ruderer zu vermehrter Anstrengung. Die langen Riemen knirschten in ihren Halterungen.

Schweißtriefende Leiber beugten sich nach vorn – und wieder zurück. Ab und zu ertönte die wütende Stimme des Aufsehers, der wie ein Luchs darüber wachte, daß der Arbeitstakt von allen Galeerensklaven eingehalten wurde.

Es war eine unwirkliche Stimmung. Die Sonne hatte fast den Zenit

ihrer Bahn erreicht. Der Sturm hatte den Himmel leergefegt. Er glänzte in makelloser Bläue. Nur wenige hundert Yards vom Schiff entfernt tummelten sich spielende Delphine. Sie schossen kreuz und quer durcheinander, hoben sich plötzlich pfeilschnell aus dem Wasser, um genauso schnell wieder darin zu verschwinden.

Damona blickte hoch. Einige Männer waren damit beschäftigt, das riesige Rahsegel aufzugeien. Es waren noch verhältnismäßig junge Burschen, die mit affenähnlicher Behendigkeit den Mast hochkletterten und sich auf die Rahe verteilten. Ihre Bewegungen zeigten die Routine, die sie bereits erworben hatten. Schon nach weniger als fünf Minuten war das Segel an der Rahe befestigt.

Eine Kette Seemöven strich mit lautem Quarren über die Galeere, nahes Land signalisierend. Im Licht der Sonne gleißte ihr Gefieder, als bestünde es aus Silber.

Damona hatte das Empfinden, zu träumen. Die Galeere – die rudernden Sklaven – das ganze Geschehen während der letzten Tage

… Alles das war so fantastisch, daß ein logisch denkender Verstand es unmöglich fassen konnte. Ihre Gedanken schweiften ab, befaßten sich mit Mike. War er wirklich auf diesem seltsamen Planeten? Oder war sie auch hier einer ungeheueren Täuschung aufgesessen? Mein Gott – wenn das der Fall war …? Der Atem stockte ihr, und sie spürte plötzlich eine betäubende Leere in sich hochsteigen. Vielleicht hatte die dämonische Imitation ihrer Mutter – denn die magische Erscheinung, die sie dazu verleitet hatte, diesen verhängnisvollen Kosmos aufzusuchen, mußte eine Imitation gewesen sein – vielleicht hatte sie gelogen. War es möglich, daß sich Mike noch auf der Erde befand, oder noch schlimmer – auf einer ganz anderen Welt als Yllnoor?

Der Gedanke an diese Möglichkeit löste eine Hitzewallung in Damona auf. Sie stöhnte leise auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ihre Finger fühlten den kalten Schweiß, der aus der Stirnhaut ausgetreten war.

Ein lauter, durchdringender Ruf erlöste sie von ihren alptraumähnlichen Gedanken. Der Ausguck im Mastkorb hatte ihn ausgestoßen. Damona sah den Mann am Mast herunterklettern. Er tat es in fliegender Eile, ganz so, als hätte er eben eine wichtige Beobachtung gemacht. Kaum war er unten angelangt, als er auch schon auf die Kapitänskajüte zustürzte und die Tür aufriß.

Nach einer Zeit, die kaum mehr als zehn Herzschläge umfaßte, erschien der Mann wieder. Hinter ihm trat Lord Broon aus der Tür.

Damona erschrak, als sie in das Gesicht des Oberherrn blickte. Die Wut verzerrte es zu einer unnatürlichen Grimasse, und die Augen leuchteten in einem düsteren Licht.

Einem Futteral an seinem Gürtel entnahm er ein Fernrohr. Broon zog

es auseinander und sah hindurch. Unwillkürlich wandte sich Damona und schaute angestrengt in dieselbe Richtung. Gleichzeitig fühlte sie sich von einem Gefühl gepackt, das ihr nahendes Unheil ankündigte. Es war ein sehr vertrautes Gefühl. In den vergangenen Jahren hatte es schon mehrmals von ihr Besitz ergriffen. Und immer wieder hatte sich ihr geheimnisvoller Instinkt bewahrheitet.

Und dann sahen ihre Augen die zwei Mastspitzen am Horizont.

Ein jäher Schauder überlief ihren Körper bei diesem Anblick. Ihre Fähigkeit, sich die Kräfte des psychischen Raumes dienstbar zu machen, hatte sie zwar verloren. Aber das bedeutete nicht, daß die Sensitivität ihres Geistes unter dem Dimensionswechsel gelitten hatte.

Das war keineswegs der Fall. Und diese Sensitivität war es, die sie die Wolke des Unheils wittern ließ, die von dem nahenden Schiff ausging. Damona spürte Schwingungen von einer derartigen dämonischen Gewalt, daß sie einen zitternden Seufzer ausstieß.

»Das ist die Galeere des Oberherrn von Khont«, hörte Damona dicht neben sich Lord Broon sprechen. Sie fuhr herum und blickte in sein Gesicht. Immer noch wurde es von heißer Wut beherrscht, aber in seinen Augen erkannte sie einen Ausdruck, der ihr nicht gefiel. Es war keine Angst – ein solches Gefühl kannte dieser Mann nicht. Es war ein Ausdruck der Sorge. Jene Sorge, die dann den Geist eines Menschen befallen kann, wenn er keinen Ausweg mehr sieht.

»Nun, das Schiff dieses Verrückten kann uns doch kaum gefährlich werden«, erwiderte sie mit absichtlich unbesorgt klingender Stimme.

Broons Lippen verzogen sich zu einem freudlosen Lächeln.

»Das ist ganz sicher der Fall, wenn nicht…« Er sprach nicht weiter, sondern hob das Fernglas an seine Augen.

»Verdammt, sie kommen auf. Die BLACK SHADOW ist schneller als wir!« murmelte Broon. Er setzte das Glas ab.

»Warum ist sie schneller?« fragte Damona.

»Sie haben eine doppelt so große Segelfläche und auch mehr Ruderer«, antwortete der Lord mit gepreßter Stimme.

»Ihr habt eben nicht zu Ende gesprochen«, sagte Damona. »Was ist es, was Euch Sorgen macht?« Ihre Augen glitten forschend über sein düsteres Gesicht. Ein eigenartiges Gefühl stieg in ihr hoch. Nie hätte sie bei ihrem ersten Zusammentreffen eine solch vertrauliche Unterhaltung mit diesem Mann für möglich gehalten.

»Nie würde es dieser Feigling wagen, mich mit nur einem Schiff zu verfolgen«, sagte Broon. Seine Augen funkelten und seine Brust hob und senkte sich unter erregten Atemzügen. »Daß er es jetzt trotzdem wagt, läßt nur eine Deutung zu…« Wieder schwieg er, starrte düster vor sich hin.

»Und – welche Deutung?«

»Ein Orlone ist auf dem Schiff«, sagte der Lord mit dumpfer Stimme.

Hoffnungslosigkeit schwang in den wenigen Worten.

Damona blickte den Fürsten überrascht an. Noch nie hatte sie diesen Namen gehört.

»Ein Orlone? Was ist das?«

Das Gesicht Broons verzog sich zu einer Grimasse des Hasses und der Angst. Tatsächlich, Damona vermochte es kaum zu glauben, dieser harte, wie ein Fels wirkende Mann hatte Angst. Sie fühlte es genau. Es war eine Angst, die tief aus dem Seelischen kommt, jene Angst, die nicht die körperliche, sondern die seelische Zerstörung fürchtet.

»Es sind Teufel«, stieß Lord Broon zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Abkömmlinge der Urschlange, die wahren Herrscher von Yllnoor. Gegen sie hilft das beste Schwert nicht und auch nicht der höchste Mut. Sie sind Meister finsterster Magie – gegen sie ist kein Kraut gewachsen.« Seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Diese Worte bildeten für Damona eine Bestätigung des ahnungsvollen Gefühls, das sie eben erst beim Anblick der Mastspitzen am Horizont überfallen hatte. Nie wäre dieses Gefühl so stark gewesen, wenn es nicht die Nähe dämonischer Mächte gewittert hätte.

Das Schiff des Herrschers von Khont hatte sich inzwischen beträchtlich genähert. Es waren sogar schon Einzelheiten zu erkennen.

Die Galeere war riesig, mindestens doppelt so groß wie das Schiff Lord Broons. Und sie machte ihrem Namen Ehre. Sie sah tatsächlich wie ein schwarzer, unheildrohender Schatten aus, ein Schatten, wie der tiefsten Finsternis entsprungen. Damona sah eine lange Reihe blitzender Ruder sich in schnellem Takt heben und senken. Schon glaubte sie, den dumpfen Ton der Trommel zu hören.

Der Fürst blickte angespannt durch sein Glas. Als er es sinken ließ, war sein Gesicht aschfahl, hatte jede Farbe verloren. Doch kein Ton kam von seinen Lippen. Statt dessen reichte er Damona das Fernrohr.

Es war kein Doppelglas, sondern eines von der Sorte, wie sie die irdische Seeschiffahrt im Mittelalter benutzt hatte. Damona setzte es an ihr rechtes Auge, dabei das andere schließend. Dann zog sie es so weit auseinander, daß der größte Schärfeeffekt erzielt wurde.

Die Vergrößerung war ausgezeichnet. Damona sah die verfolgende Galeere so nahe vor sich, daß sie förmlich nach ihr greifen konnte. Jetzt war selbst die kleinste Einzelheit deutlich auszumachen. Alles, buchstäblich alles auf dem Schiff war schwarz. Der Schiffsrumpf, die beiden Masten, sogar das Tauwerk und die beiden Rahsegel. Auch die Ruder besaßen diese Farbe.

Auf dem Vorderkastell drängten sich die Menschen. Es war der Lord von Khont inmitten seiner Offiziere. Halama sah ebenfalls durch ein Glas. Damona fröstelte es. Gnade ihr Gott, wenn dieses Scheusal sie in seine Hand bekam.

Ihr Glas wanderte weiter, hin zu der Person, die abseits stand. Sie

war von Kopf bis zu den Füßen in ein schwarzes Gewand eingehüllt.

Sofort wußte Damona, daß hier die Quelle der üblen, dämonischen Ausstrahlung war. Von dieser Kreatur ging sie aus.

Ob das Wesen Damonas Gedanken gespürt hatte? Jedenfalls wandte es jäh seinen Kopf.

Damona schrie zitternd auf und ließ das Fernrohr sinken. Sie schwankte.

»Habt Ihr es gesehen – dieses fleischgewordene, teuflische Geschöpf?« fragte Broon mit leiser Stimme. Er stand immer noch neben ihr.

»Gibt's keine Rettung?« fragte Damona gepreßt.

Der Lord schüttelte den Kopf. In seinen Augen lag tiefe Verzweiflung.

»Meine Männer und ich fürchten kein Schwert oder andere, von Menschenhand geführte Waffen«, antwortete er voller Bitterkeit.

»Aber dieses fürchterliche Geschöpf kann Schwerter nur durch die Kraft seines unmenschlichen Willens zum Schmelzen bringen und schreckliche dämonische Ungeheuer aus dem Nichts erstehen lassen. Ich habe solche Dinge mit eigenen Augen gesehen. Nein, nein, gegen diesen Teufel hilft nichts – nur eine noch stärkere Magie vermögte dies.«

Der Lord zuckte zusammen und blickte Damona forschend an.

»Kennt Ihr magische Praktiken? Könnt Ihr uns helfen?«

Damona las die grenzenlose Not in den Augen des Fürsten. Wieder, wie in den vergangenen Tagen so oft, wurde sie sich bitter ihrer Ohnmacht bewußt. Sie wußte es, wußte es in voller Klarheit – im Besitz ihrer früheren Fähigkeiten wäre es ihr leichtgefallen, die Gefahr abzuwenden. Doch jetzt war sie machtlos, konnte nicht helfen, konnte ihrer Bestimmung, gegen die Mächte der Finsternis zu kämpfen, nicht gerecht werden.

Selbst dem dumpfesten Menschen kann es in verzweifelten Situationen passieren, daß er glaubt, in sich eine Stimme zu hören. Eine Stimme, die ihm helfen will, die Gefahr zu überwinden. Sie erhellt die Möglichkeiten, die noch ungenutzt sind, und macht auf sie aufmerksam. Es ist eine Art innersten Instinkts, der in solchen Augenblicken erwachen kann. Glaubt man an ihn und folgt man seinen Ratschlägen, dann winkt die Rettung. Immer aber ist es dieser Instinkt, der viel besser als jede Logik es vermag, große Entscheidungen zu treffen.

Und genau diese ›innere Stimme‹ war es, die Damona auf eine wahrhaft sensationelle Möglichkeit aufmerksam machte. Eine Möglichkeit, an die sie bisher noch nicht gedacht hatte. Wie ein heller, leuchtender Blitz zuckte die neue Erkenntnis durch ihren Geist. So

›hell‹, daß sie einen Augenblick davon geblendet wurde. Ihr Körper schwankte unter diesem gewaltigen ›Einbruch‹, und ein Stöhnen löste

sich von ihren Lippen.

Doch bevor Damona fallen konnte, schlang sich ein muskulöser Arm um sie und hielt sie eisern fest.

»Was ist mit Euch?« Broons Stimme klang besorgt. Er schien den nahenden Feind vergessen zu haben.

Damona lächelte mühsam. »Nichts«, flüsterte sie. »Es ist die plötzliche Idee, die mir einen Schock versetzt hat – einen Schock der Hoffnung allerdings.«

In den Augen des Lords erschien ein ungläubiger Ausdruck. Doch bevor er fragen konnte, sagte Damona:

»Wir haben nicht viel Zeit! Hört mich an! Ich sehe eine Möglichkeit der Rettung!«

***

Der Oberherr von Khont, Lord Halama, stand auf dem Balkon seines Palastes, als die Kriegsgaleere des Herrschers über Northumbrien den Hafen verließ.

Der Anblick des Schiffes machte ihn rasend. Seine Hände ballten sich zu Fäusten und seine Augen schossen Blitze ohnmächtiger Wut.

Die ihm angetane Schmach drohte ihn schier zu ersticken. Ein Weib hatte ihn niedergeschlagen und dann, in dem Augenblick, als er, Halama, sich seiner Rache schon gewiß war, stellte Lord Broon dieses Weib unter seinen Schutz.

In Halamas Gehirn tanzten die Gedanken einen irrsinnigen Reigen. Es brachte ihn fast um, das Schiff mit der geheimnisvollen Frau und dem Oberherrn davonziehen zu lassen. Dieser Hund würde überall und bei jeder Gelegenheit die Geschichte von seiner, Halamas, Demütigung erzählen und ihn zum Gespött machen.

Der Lord stieß einen zischenden Laut aus und hieb mit der Faust auf die Balkonbrüstung. Was konnte er nur tun, um sich dagegen zu wehren?

Genau in diesem Augenblick verließ die Galeere die schmale, sich am Ende öffnende Fahrrinne und strebte dem offenen Meer entgegen. Es war ein majestätischer Anblick. Das Rahsegel des Schiffes blähte sich unter einer starken Brise, an der Spitze des Mastes flatterte das Banner von Northumbrien: ein schwarzer Adler auf weißem Grund. Wenn die Galeere an anderen, noch auf Reede liegenden Schiffen vorbeizog, dippten diese, wie es dem Lord rangmäßig zustand, ihre Flaggen.

In diesem Augenblick gebar Halamas Gehirn einen finsteren Gedanken. Er war nicht das Produkt langen, konzentrierten Nachdenkens, sondern er lag plötzlich da, lag wie ausgebreitet vor ihm.

Der Oberherr stieß einen keuchenden Laut aus. Das war die Lösung! Sie würde ihm die Rache bringen und, wenn er es geschickt anstellte,

vielleicht auch die Macht über Northumbrien.

Halama überlegte, untersuchte die Idee nach einer verborgenen Schwäche. Aber er fand keine. Er war sich sicher – die Götter der Finsternis mußten ihm diesen Gedanken eingegeben haben.

Wieder dachte er nach. Diesmal aber nicht über die Idee, sondern daran, wie sie am besten auszuführen war. Eines war ihm klar: allein mit seiner eigenen Galeere, der mächtigen und schnellen BLACK SHADOW, würde er Broon nicht angreifen. Das war ihm zu riskant. Die Northumbrier kämpften wie die Teufel und waren an Todesmut allen anderen Soldaten weit überlegen.

Ein häßliches, gemeines Lächeln legte sich über sein Gesicht. Doch diese Tapferkeit würde ihnen nichts helfen, wenn die Überlegenheit zu groß war, wenn sie nicht nur gegen eine, sondern gegen fünf Galeeren zu kämpfen hatten.

Die Augen Halamas blitzten auf. Er würde die SEA EAGLE versenken und die Mannschaft zu den Fischen schicken. Der Lord leckte sich genießerisch die Lippen. Nur für zwei Personen traf das nicht zu: für Lord Broon und noch mehr für dieses verdammte Weib. Mit diesen beiden hatte er ein ausgiebiges Hühnchen zu rupfen.

Halamas schwarze Seele freute sich. Es war wirklich eine geniale Idee. Niemand würde von dieser Tat erfahren. Die Menschen in Northumbrien mußten annehmen, die Galeere ihres Herrschers sei von einem Sturm vernichtet worden.

In die Gestalt des Mannes kam Bewegung. Halama drehte sich um und ging durch die Balkontür in den Salon zurück. Jetzt hieß es sich beeilen. Viele Dinge mußten getan werden, sehr schnell getan werden, wenn die Schiffe in wenigen Stunden auslaufen sollten. Und das mußten sie, sollte der Vorsprung Broons nicht zu groß werden.

Doch mitten in Halamas aufkommende Geschäftigkeit ertönte ein Klopfen. Es war deutlich zu hören. Der da klopfte war kein Diener.

Dazu war es zu laut und zu herrisch.

Halama zerdrückte einen Fluch zwischen seinen Zähnen. Er ahnte, wer draußen stand und Einlaß begehrte. Es konnte sich um niemand anderen als Ssluun handeln. Der Orlone war erst seit wenigen Tagen in Khont.

Doch der Lord zögerte nicht eine Sekunde. Er eilte zur Tür und öffnete sie, eine unerhörte Tatsache, denn nie sonst tat er das. Der immer so hochmütige und herrschsüchtige Mann war wie ausgewechselt. Sein Gesicht zeigte einen fast lächerlichen Ausdruck tiefer Ergebenheit. Doch es war kein Ausdruck der Liebe, die diese Demut in ihm erzeugte. Es war allein die Angst. Jene Angst, die sich einer übermenschlichen Gewalt gegenübersieht. Er und die anderen Oberherrn dieses Planeten waren nur Vasallen der Orlonen. Das gemeine Volk wußte zwar auch um diese Wesen. Aber dieses Wissen

war nur dunkel, hatte lediglich fragmentarischen Charakter. Es war ein Wissen, von dem man sich erschauernd in dämmrigen Abendstunden erzählte. Von dem schrecklichen Zauber, den diese Kreaturen des Teufels anwenden konnten. Die Menschen auf Yllnoor wußten auch um das Bündnis, das viele der Oberherrn mit den Orlonen eingegangen waren. Doch nur wenige nahmen Anstoß daran. Die Orlonen waren schlau. Sie gaben den Menschen keinen Anlaß, sie zu fürchten. Fast war das Gegenteil der Fall. Handel und Gewerbe blühten, Wohlstand breitete sich aus. Und wo der Wohlstand regiert, mit vollen Mägen und gefüllter Börse, da ist kein Platz für Aufruhr und Unzufriedenheit. Das war auch der Grund für die makabre Tatsache, daß die bisher immer noch unabhängigen Reiche Tornaan und Ruul so verhaßt waren. Man sah Störenfriede in ihnen und fürchtete um das, was man besaß.

Halama öffnete die Tür. Seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen.

Ssluun stand vor ihm.

Obwohl der Oberherr von Khont in den vergangenen Jahren schon oft mit diesen greulichen Geschöpfen zu tun gehabt hatte, überlief ihn jedesmal ein tiefer Schauder, wenn er einem dieser Wesen gegenüberstand. Eine Reaktion, die selbst der verworrenste Mensch spürt, wenn er sich einer dämonischen Aura ausgesetzt fühlt. Hier war der tiefste Grund dafür zu finden, daß es ein echtes, auf Liebe und Vertrauen aufgebautes Bündnis zwischen Orlonen und Menschen nie geben konnte.

Selbstverständlich fühlte Ssluun, wie es in diesen Sekunden um Halama stand. Sein machtvoller Geist drang in das Bewußtsein des Oberherrn ein, als wäre es nur ein grobes Sieb. Doch er empfand nur Verachtung. Halama war lediglich ein Werkzeug, nicht weniger aber auch nicht mehr. Ein Werkzeug zur Durchsetzung eines Planes, der den Orlonen in absehbarer Zeit die endgültige Herrschaft über Yllnoor bringen mußte. Dann, wenn Tornaan und Ruul am Boden lagen. Gewiß, mit ihren titanischen Zauberkräften hätten die Orlonen schon längst den gesamten Planeten beherrschen können. Doch diese Waffen – so gebot ihnen ein ehernes, kosmisches Gesetz – durften sie erst dann einsetzen, wenn alle anderen Maßnahmen versagten. Ausnahmen waren nur dann möglich, wenn ihre dunklen Götter sie ausdrücklich dazu aufforderten.

Ssluun ging in den Salon hinein, als ob er ihm gehören würde. Halama hielt sich respektvoll hinter ihm, darauf wartend, daß Ssluun das Wort ergriff.

»Die Galeere Lord Broons muß vernichtet werden«, sagte Ssluun kurz und befehlend. »Du wirst mir das Weib, das sich auf dem Schiff befindet, ausliefern.«

Halama brauchte einige Zeit, um diese Worte zu verdauen. Aus

aufgerissenen Augen starrte er auf seinen Gast. Aber er wendete seinen Blick rasch wieder ab. Unmöglich für ihn, längere Zeit in dieses Antlitz zu schauen.

Doch dafür jagten sich in seinem Kopf die Gedanken. Wie kam es zu dieser rätselhaften Übereinstimmung? Konnte Ssluun Gedanken lesen? Wußte der Orlone von seinem eben erst gefaßten Plan? Über Halamas Rücken lief ein eisiges Gefühl. Hilflosigkeit erfaßte ihn.

Wenn das der Fall war, dann waren selbst Gedanken nicht mehr frei.

Die handtellergroßen, gelblichen Augen vor ihm wechselten ihre Farbe. Sie wurden jäh tief rot, strahlten Düsternis aus.

»Deine Gedanken interessieren mich nicht – solange du deine Verpflichtungen einhältst«, zischelte Ssluun. »Glaube mir, sie sind mir viel zu unwichtig.«

Der abgrundtiefe Hohn dieser wenigen Worte ließ Halama erbeben. Er schluckte mühsam und sagte dann:

»Ich hatte vor wenigen Minuten denselben Gedanken…« Er stockte, wußte plötzlich nicht weiter.

Ssluun nickte gleichgültig. »Das weiß ich, aber selbst wenn du Broon mit einer ganzen Flotte angriffest, würde er dich entweder besiegen oder doch entkommen. Nein, nein, so geht es nicht! Ich werde mich dieser Angelegenheit selbst annehmen. Mache augenblicklich die BLACK SHADOW seeklar!« In den Schlangenaugen glühte es auf. »Aber beeile dich! Meine Zeit ist beschränkt. Ich habe keine Lust, lange zu warten.«

Halama duckte sich unter dem messerscharfen Blick.

»Ich werde sofort die nötigen Anweisungen geben. Alles wird so geschehen, wie Ihr es wünscht.« Der Lord zögerte einen kurzen Moment, aber dann sprach er doch weiter. Seine Neugierde war zu groß. Sie überwand sogar die merkwürdige Lähmung, die ihn immer in Gegenwart dieser Wesen überfiel.

»Was ist mit dem Weib, das ich Euch ausliefern soll?«

»Sie bedeutet eine große Gefahr. Du würdest es nicht verstehen, wenn ich dir mehr davon erzählte«, lautete Ssluuns kurze und lapidare Antwort. Der Orlone wandte sich um und verließ den Raum –Halama knickte zu einer tiefen Verbeugung zusammen.

Als das Schlangenwesen mit wallenden Bewegungen den Korridor durchmaß, dachte es bereits nicht mehr an den Lord. Dafür beschäftigten sich seine Gedanken mit dem auch für ihn zuerst geheimnisvollen Mann, den er an Bord der Galeere von Kapitän Ralston entdeckt hatte und der jetzt in tiefer geistiger Dumpfheit im Wohntrakt des Orlonen lebte.

In der letzten Nacht hatte er Mike Hunter – so hieß der Mann – sein Geheimnis entrissen. Es hatte dazu einer ungeheueren geistigen Anstrengung bedurft.

Das Ergebnis verblüffte selbst Ssluun. Es war für ihn derart unfaßlich, daß er Rat bei jenen dunklen, unsichtbaren dämonischen Wesenheiten suchte, welche die Orlonen schon seit langer Zeit unterstützten.

Ssluun suchte nicht umsonst diesen Rat. Er kam, als er in tiefer Meditation verharrte und auf eine Erleuchtung wartete.

Es zeigte sich ihm kein Antlitz und keine körperhafte Gestalt. Ssluun sah nur ein tiefrotes, glühendes Licht vor seinen geistigen Augen.

Und dieses Licht sprach zu ihm und erklärte ihm die Zusammenhänge. Er erfuhr von dem Köder, der Mike Hunter hieß – und von dem Opfer, das diesem Köder auf den Leim gegangen war.

»Trotzdem mußt du vorsichtig sein. Wir wissen nicht genau, ob Damona tatsächlich alle ihre Fähigkeiten verloren hat, oder ob sie noch einige davon besitzt.«

Ssluun hatte sich gewundert. Er begriff nicht, daß man das Weib nicht schon längst getötet hatte. Dabei wäre es doch verhältnismäßig einfach gewesen. Er fragte.

Die Stimme antwortete:

»Du hast recht. Aber ein so schneller Tod wäre viel zu gnädig. Vergiß nicht, was das Weib getan hat. Sie muß noch büßen! Erst dann wird sie des Todes sein!«

Ssluun begriff dieses Verlangen. Seine geistige Struktur war ähnlich angelegt. Doch was ihm der dämonische Geist alles über die Frau berichtete, war derart, daß er sich lieber ihren schnellen Tod gewünscht hätte. Ihre magische Potenz mußte unvorstellbar gewesen sein, bevor sie in dieses Kontinuum geschleudert wurde. Das meiste davon hatte sie sicherlich verloren, denn sonst hätte sie diesen Hunter schon längst befreit und wäre in ihr Kontinuum zurückgekehrt. Doch wer konnte sagen, über welche Kräfte sie noch verfügte? Niemand! Selbst das Geistwesen wußte auf diese Frage keine Antwort.

Als Ssluun seine Gemächer wieder erreicht hatte, sah er in dem schmalen Vorraum seinen Gefangenen auf einem Diwan liegen. Der Orlone trat näher und blickte in das abgezehrte, stumpfe Gesicht.

Nein, von diesem Menschen drohte keine Gefahr. Er besaß nichts in seinem Geist, was ihn gefährlich machen konnte.

Ssluun reckte sich. Die grünliche Haut seines Gesichtes verzog sich zu einem Lächeln. Nicht mehr lange, dann würde auch Damona King in seiner Gewalt sein. Er zweifelte nicht daran. Und dann?

Nun, dann mußten die Götter entscheiden, was mit ihr geschehen sollte.

***

»Was wollt ihr?« Lord Broon blickte Damona an, als ob er eine Irre vor sich hätte. In seinen Augen stand blankes Nichtverstehen.

Damona ballte ihre Hände und machte einen tiefen Atemzug, bevor

sie antwortete. Wenn der Oberherr nicht bald ihr Vorhaben begriff, dann würden sie alle auf der Galeere nichts mehr retten können.

»So glaubt mir doch!« flehte sie ihn an. »Es bedeutet die einzige Möglichkeit für uns, dieser Bestie noch zu entkommen.« Ihre Augen blickten Broon beschwörend an.

Der Lord schwankte einen kurzen Augenblick. Er war ein berühmter Krieger, der Streitigkeiten mit dem Schwert auszufechten flehte.

Sicher, er wußte, daß es Wesen wie die Orlonen gab, wußte auch, daß diese Geschöpfe der finstersten Magie mächtig waren. Schließlich hatten sie ihn schon vor Jahren gezwungen, ihr Verbündeter zu sein. Broon biß sich voller Wut auf seine Lippen, als er an den beschämenden Augenblick zurückdachte. In Northumbrien hatte es eine Rebellion gegeben. Ohne Hilfe hätte er, Broon, seine Herrschaft verloren. Die Orlonen hatten ihm geholfen – und als Gegenleistung seine Bereitschaft verlangt, sich ihnen in der Zukunft nicht mehr entgegenzustellen.

Das war alles gewesen. Aber jetzt erst erkannte der Lord, auf was er sich damals eingelassen hatte.

Hierin lagen auch die Gründe verborgen, die ihn nicht sofort bewogen, Damonas Vorschlag zu akzeptieren. Auch sie wollte Magie anwenden, um das Verhängnis abzuwenden. Aber was kam danach? Lief er nicht Gefahr, sich in eine neue Abhängigkeit zu begeben?

»Es gibt nicht nur schwarze, sondern auch weiße Magie«, versuchte ihm Damona zu helfen. Sie las in ihm wie in einem offenen Buch.

»Letztere ist nicht böse, denn sie will nichts anderes, als Unheil abzuwehren.« Sie wies auf das gegnerische Schiff, das sich bis auf wenige hundert Yards genähert hatte.

»Begreift doch endlich! Wir haben keine andere Wahl! Euere Schwerter und auch die größte Tapferkeit sind gegen diesen Feind nutzlos.« Damonas Stimme wurde müde. »Aber entscheidet Euch schnell! In wenigen Sekunden ist es zu spät!«

Lord Broon versenkte seinen Blick tief in die Augen der vor ihm stehenden Frau. Wieder packte ihn das sonderbare, nie gekannte Gefühl, das er in den vergangenen Tagen so oft gespürt hatte. Es war ein Gefühl der Wärme – und einer Zuneigung, die er bisher nie für möglich gehalten hatte. Nein, diese Frau hatte nichts Böses im Sinn. So konnte er sich einfach nicht täuschen.

In dem rauhen kantigen Gesicht erschien ein Ausdruck, den es bereits seit vielen Jahren nicht mehr angenommen hatte. Broon lächelte. Es war kein Lächeln des Hohns oder des Spotts. Es war ein echtes, herzliches Lächeln.

»Also gut, ich vertraue Euch. Wenn Ihr glaubt, uns damit retten zu können…« Broon schwieg und wandte seinen Blick zum Gegner.

Die BLACK SHADOW hatte sich inzwischen so weit genähert, daß

man die Gesichter der auf dem Vorderkastell stehenden Männer genau ausmachen konnte. Lord Halama stand inmitten seiner Offiziere. Doch eigenartig, keiner von ihnen hielt eine Waffe in den Händen. Sie starrten lediglich auf den Gegner. Ihre Blicke waren die von Menschen die in den nächsten Augenblicken ein besonders spannendes Schauspiel erwarten. Damona erkannte in dem Gesicht des Oberherrn den Ausdruck eines ungeheueren Triumphes. Um seinen Mund spielte ein sardonisches Lächeln.

Damona biß die Zähne aufeinander. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ihre Eingebung richtig war. Ob es ihrem Geist gelang, wenn nicht den psychischen Raum so doch die psychische Kraft von lebendigen Menschen anzuzapfen? Vielleicht war ihr Extrabewußtsein gar nicht defekt, vielleicht war es dazu imstande.

Sie konzentrierte sich. Eine Kleinigkeit für Damona. Sie hätte dies auch in der dichtesten Menschenmenge tun können ohne von dem Gewühl irritiert zu werden.

Und dann, als die notwendige Konzentrationstiefe erreicht war schickte sie ihre geistigen Fühler auf die Reise. Alles lief genau so ab, wie sie es von früher her kannte. Nur ein Unterschied bestand: Damonas ›Tastorgane‹ versuchten nicht den alle Dimensionen überlagernden psychischen Raum zu erreichen nein, das taten sie nicht.

Damonas Willen lenkte sie zu den Menschen die sich auf den beiden Schiffen befanden. Es waren viele Menschen. Daß Damonas geistige Fühler imstande waren, alle diese Personen gleichzeitig zu erfassen war logisch gesehen eine bare Unmöglichkeit. Und doch vermochte sie es. Hier offenbarte sich wieder einmal die Tatsache, daß Geistenergien nicht den Gesetzen des Euklidischen Raumes unterliegen.

Sie konnten diesen anders strukturierten Raum zwar nicht verlassen, aber sie waren in der Lage, sich in ihm zu bewegen – notwendige Vorbedingung für Damonas Vorhaben. Und da diese ›Fühler‹ auf psychische Energien ansprachen und sie an sich zogen wie ein Magnet das Eisen an sich zieht so taten sie es auch hier. Im Grunde war der Prozeß genau derselbe wie er früher im Psychischen Raum stattgefunden hatte. Nur ein – allerdings großer – Unterschied bestand: Das hier vorhandene Energiepotential war vergleichsweise nur atomistisch zu nennen. Und außerdem durfte Damona die Menschen nicht ihrer ganzen Energie berauben. Ihr sofortiger Tod wäre die Folge.

Damona war voll eines unaussprechlichen Glücksempfindens, als sie das Einfließen der gewonnenen Kraft registrierte. Jetzt war sie nicht mehr vollkommen schutzlos. Jetzt war sie bereits in der Lage sich wehren zu können.

Die Menschen auf den beiden Galeeren spürten natürlich das

Abfließen eines Teils ihres Energiepotentials. Sie spürten es als eine plötzliche Schwäche, ohne aber im entferntesten den Grund dafür zu erkennen. Die meisten schrieben diesen Zustand der nervlichen Belastung zu in der sie sich jetzt nahe dem Kampf befanden. Andere wieder merkten in der Aufregung nichts davon.

Doch ein Lebewesen gab es, das mit seinem übermenschlichen Intellekt den auf Damona zufließenden psychischen Kraftstrom genau verfolgte. Es war Ssluun. Er konnte diesen Kraftstrom zwar nicht sehen, fühlen oder hören. Aber seine Parasinne nahmen ihn wahr und analysierten ihn.

Die Schlußfolgerung war einfach. Sie – das Weib – war die Ursache für dieses auch von Ssluun noch nie beobachteten Phänomens.

Sie besaß diese Begabung, die nicht ein einziger Orlone aufweisen konnte.

Doch Ssluun kam zu keiner weiteren Überlegung, denn die Ereignisse begannen sich zu überstürzen.

Damona begriff es selber nicht. Was es auch war – der Erfolg der magischen Operation oder einfach die Tatsache der Energiezufuhr – Damonas Extrabewußtsein erwachte zu neuer Tätigkeit, nahm gewissermaßen seine durch den Strukturschock beim Eintauchen in dieses Universum unterbrochene Arbeit wieder auf.

Und das war von ungeheuerer Wichtigkeit. Denn das Extrabewußtsein war es, das in der Art eines Superelektronengehirns die Führung bei Damonas Kämpfen übernahm. Es setzte nicht nur die Energien dort ein, wo sie die maximalste Wirkung erzielten, es analysierte auch den Ablauf des Geschehens und änderte seine Maßnahmen nach den Erfordernissen. Eine solche komplexe Aufgabe war nie und nimmer von einem normalen Bewußtsein zu bewältigen.

Es war eine Situation, derart fantastisch, wie sie auf Yllnoor bisher sicher noch nicht vorgekommen war. Damonas Extrabewußtsein stand mit den Gehirnen aller auf den Schiffen versammelten Lebewesen – mit Ausnahme des Orlonen – in Verbindung. Jedem Geschöpf entzog es bestimmte Energiequanten, je nachdem, wieviel davon in den Kampf geworfen wurde. Die Grenze dieser Abnahme lag – wie schon erwähnt – dort, wo die physische Gefährdung des Individuums begann.

In dem Augenblick, als Ssluuns Parasinne die Wahrheit erkannten, handelte Damona. Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie ihre Hände hob und mit ihnen auf den Orlonen zeigte.

Ssluun spürte das Energiefeld, das sich jäh wie ein unsichtbarer Mantel über ihn stülpte. Auch die Hitze, die es aussandte. Doch der Orlone war noch lange nicht verloren. Er knirschte mit seinen langen, spitzen Zähnen. Seine riesigen, jetzt vollkommen roten Augen schleuderten Blitze satanischer Wut auf die Frau, die das unglaubliche

Wagnis einging, einen Orlonen anzugreifen.

Und dann wehrte Ssluun sich. Während ein Strom dunkler Formeln seinem Mund entströmte, lösten seine tentakelartigen Finger einen schwarzen, runden Gegenstand von der Größe eines Apfels von seinem Gürtel. Ssluun warf ihn in dem Augenblick nach seiner Gegnerin, als die Hitze um ihn bereits begann, sein Gesicht zu versengen.

Der kleine runde Ball erreichte sein Ziel – Damona – und löste sich dort in Blitzesschnelle auf. Löste sich auf zu einer schwarzen Wolke, die Damonas Gestalt so dicht umgab, daß von ihr buchstäblich nichts mehr zu sehen war.

Broon, der sich von einer sonderbaren Schwäche gepackt fühlte, stand dicht neben Damona. Als die dunkle Substanz ihn berührte, schrie er vor Schmerz laut auf. Die Kälte, die von dem unheilvollen dunklen Nebel ausging, war derart schrecklich, daß der Lord das Gefühl hatte, in Sekundenschnelle erstarren zu müssen, wenn es ihm nicht gelang, der Schwärze zu entrinnen. Er nahm alle Kraft zusammen und sprang zurück.

Die schwarze Wolke duldete sein Entrinnen. Sie verfolgte ihn nicht, sondern blieb an ihrem Ort.

Broon blickte voller Grausen auf die schwarzen Schwaden. Eine langsame, kaum merkbare Bewegung war in ihnen zu erkennen.

Wie die Leiber von Riesenschlangen, die sich langsam und unerbittlich auf ihr Opfer zuwinden, dachte der Fürst. In seinem Hals schien sich ein immer dicker werdender Kloß zu befinden. Nie war Damona imstande, sich dieser fürchterlichen Kälte zu erwehren. Wenn das Dunkel wich, dann würde ihr erstarrter Körper langgestreckt auf dem Boden liegen.

Kaum schoß dieser Gedanke durch den Kopf Lord Broons, als ihn siedende Wut erfüllte. Hundsfott, der er war, daneben zu stehen ohne tätig zu werden, ohne versucht zu haben, der Bedrängten beizustehen! Mit einem lauten Schrei riß er sein Schwert aus der Scheide und sprang wieder in die Wolke hinein. Lieber tot, als sich selbst bis an sein Lebensende als Feigling bezeichnen zu müssen.

Doch kaum befand sich Broon wieder in der Finsternis, als alle Gedanken in ihm erloschen. Einen kurzen Augenblick durchraste ihn ein gewaltiger Schmerz. Dann hatte er das Empfinden des Fallens.

Des Absturzes in einen bodenlosen Abgrund. Furcht wuchs riesengroß in ihm auf, erfüllte jede Fiber seines Geistes. Doch plötzlich verging auch dieses Gefühl. Alles löste sich auf, strebte irgendwie auseinander. Gleichzeitig verschwand alle Schwere. Es wurde abgelöst von einer nicht zu beschreibenden Leichtigkeit. Und diese Leichtigkeit löschte den winzigen Rest von Broons Bewußtsein.

Damona kämpfte in diesen Augenblicken einen Kampf, wie sie ihn noch nie gekämpft. Nicht weil Ssluun ein so fürchterlicher Gegner war

– nein, das war es nicht. Der Grund dafür lag einfach in der Tatsache begründet, daß die ihr zur Verfügung stehende Energie nur relativ gering war. Sie war ein Nichts im Vergleich zu jenen Energien, die sie bei früheren Auseinandersetzungen verwendet hatte.

Und Damona war gezwungen, den Menschen nur soviel Energie zu entnehmen, daß sie nicht gefährdet wurden. Diese Grenze konnte und durfte sie nicht überschreiten, selbst um den Preis ihres eigenen Lebens.

Sie wehrte sich so gut sie konnte. Den allergrößten Teil der Energie verbrauchte sie zur Abwehr der Kälte, die an keiner einzigen Stelle ihren Körper berühren durfte. Eine Art Schutzschild umgab ihren ganzen Körper. Er war in etwa mit jenem ›Schutzschild‹ zu vergleichen, der auf Srilanka in Trance versetzte Menschen schützt, wenn sie mit bloßen Füßen durch eine Glut laufen, die nachweislich über tausend Celsiusgrade erreicht. Doch sie kommen hindurch – ohne eine einzige Brandblase!

Den Rest der ihr verbleibenden Energie verwendete Damona dazu, Ssluun zu stören, ihm den Einsatz weiterer magischer Mittel zu erschweren. Im übrigen mußte sie darauf hoffen, daß der Orlone seinen Angriff nicht für eine längere Zeit aufrechterhalten konnte.

Denn das Kältefeld verbrauchte ohne Zweifel Energie, wenn es stabil gehalten werden wollte.

Und dann wendete ihr Extrabewußtsein eine List an. Es war keine besondere List. Auf der Erde wäre sie zu abgedroschen gewesen, um sie mit Erfolg anzuwenden. Von einer Sekunde zur anderen stoppte es den Angriff auf den Orlonen, den Eindruck erweckend, daß Damonas Widerstand zusammenbrach. Gleichzeitig wurde die Energieersparnis konzentriert und gebündelt. Mit ihrer Hilfe mußte versucht werden, einen entscheidenden letzten Schlag anzubringen.

Und tatsächlich, Ssluun fiel auf diese List herein. Nicht, weil er dumm war, sondern aus einer leicht begreiflichen Tatsache heraus.

Noch nie war ein Orlone von einem wesenfremden Geschöpf besiegt worden. Was Wunder also, wenn Ssluun wirklich von der sich abzeichnenden Niederlage seiner Gegnerin überzeugt war. Er konnte nichts anderes annehmen.

Doch der Orlone mußte noch etwas beachten. Töten durfte er das Weib nicht. Eine solche Maßnahme blieb anderen Mächten vorbehalten. Um Broon brauchte er sich nicht zu kümmern. Nach seinem Tod fragte ihn keiner. Deshalb dosierte Ssluun die Kälte, die nach Damonas Körper leckte, so daß sie nur eine tiefe Bewußtlosigkeit erzielen konnte.

Wieder registrierte er eine Abnahme des Widerstandes. Das Energiefeld um ihn selbst existierte bereits nicht mehr. Ssluun überlegte kurz. Er würde das Kältefeld zusammenbrechen lassen. Dann

war es ihm ein leichtes, den Zustand der Frau zu analysieren, um anschließend weitere Maßnahmen zu ergreifen – zum Beispiel eine magnetische Fesselung.

Der Orlone hob wieder seine unnatürlich aussehenden Arme. Sie wurden zwar durch den langen, schwarzen Umhang verdeckt, aber die sich unter dem Tuch abzeichnende Form wirkte derart unnatürlich, daß es sich nie um einen menschlichen Arm handeln konnte.

Und dann zeigten sich dort, wo die Hand zu sitzen pflegt, dünne, schleimig aussehende Tentakel. In jedem von ihnen schien gespenstisches Leben zu wohnen, denn jeder bewegte sich. Es war kein Gleichmaß der Bewegungen. Jeder Tentakel schrieb andere magische Zeichen in die Luft. Wie bleiche Würmer sahen sie aus.

Lord Halama, der Ssluun am nächsten stand, sträubten sich die Haare bei diesem Anblick. Obwohl die Lufttemperatur eher heiß als kühl war, fror er. Es war kein gewöhnliches Frieren, erzeugt von normaler Kälte. Sein Frieren entstand aus dem Grauen seiner Seele.

Halama war von der Dramatik der Auseinandersetzung bisher so gefesselt gewesen, daß für andere Gedanken kein Raum blieb. Und da er fest von einem Sieg des Orlonen überzeugt war, genoß er sogar diese Minuten. Schon jetzt labte er sich an dem Gedanken, das Weib überwunden am Boden liegen zu sehen.

Genau in diesem Moment begann sich das Kältefeld über Damona aufzulösen. Es verlor mehr und mehr das Aussehen kompakter Materie. Gleichzeitig verlor es seine tiefschwarze Farbe. Und je mehr es sie verlor, um so durchsichtiger wurde das schwarzmagische Gebilde.

Jetzt, in dieser Sekunde, zeigten sich bereits die Konturen eines auf dem Boden liegenden Menschen. Halama brauchte nur kurz hinzuschauen, um voll eines unaussprechlichen Triumphes zu erkennen, daß es unzweifelhaft die Gestalt eines Mannes war. Broon war es, der dort lag.

Immer heller wurde der Nebel. Und dann waren die Umrisse einer weiteren Gestalt zu erkennen. Sie lag nicht auf dem Boden, sondern sie saß in Hockstellung darauf. Einwandfrei war zu erkennen, daß die in regloser Haltung Sitzende eine Frau war.

Endlich trübte nichts mehr den Blick. Die magische Substanz hatte sich endgültig aufgelöst. Immer noch regte sich die weibliche Gestalt nicht. Die Reglosigkeit, in der sie verharrte, ließ sie aussehen, als sei sie aus Stein gehauen.

Die beiden Galeeren lagen mittlerweile dicht nebeneinander. Es war ein leichtes, von einem Deck auf das andere zu springen. Das Deck des northumbrischen Schiffes lag allerdings um ungefähr drei Fuß tiefer.

Ssluun setzte sich in Bewegung. Jetzt war alles ein Kinderspiel. Er würde Damona King mittels starker, magnetischer Stricke fesseln.

Aber dazu war es notwendig, daß seine Hände ihren Körper berührten. Diese Methode war wirksamer als jeder Zauberbann, denn die mit den Händen über den menschlichen Körper gezogenen Striche verloren ihre fesselnde Wirkung erst dann, wenn dieselben Finger die magnetische Sperre wieder aufhoben. Auch der noch so starke Zauber eines anderen Magiers würde dies nicht zustande bringen.

Und dann stand Ssluun vor der auf den Planken sitzenden Frau.

Immer noch verharrte Damona in ihrer Hockstellung. Immer noch wirkte ihr Körper in seiner unnatürlichen Starre wie das Werk eines begnadeten Bildhauers.

Sogar der Orlone ließ sich von diesem Anblick täuschen. Er war fest davon überzeugt, daß die Reglosigkeit der Frau ein ›Produkt‹ des Kältefeldes sein mußte, das er über sie geworfen hatte.

Doch dann passierte etwas, was diese Überzeugung von einem Augenblick zum anderen beiseite fegte.

Damona sprang auf, stand dicht vor Ssluun, der erschreckt zurückwich. Der Orlone war so geschockt, daß er kaum denken konnte.

Und genau darauf hatte Damona gehofft. Auf diesen Überraschungsmoment, der Ssluun für einen kurzen Augenblick hilflos machen würde. Ihr Extrabewußtsein gab die angesammelte Energie frei und warf sie als gleißenden Hitzestrahl auf Ssluun. Der dämonische Körper dieses Wesens mußte in Sekundenschnelle verbrennen.

Doch dazu sollte es nicht kommen. Der Orlone konnte sich in diesem Augenblick zwar nicht wehren – aber er besaß einen ›Selbstschutzmechanismus‹, der in Augenblicken höchster Gefahr mit sofortiger Versetzung des Körpers reagierte. Dieses magische Organ hatte eine, wenn auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Damonas Extrabewußtsein. Es war natürlich nicht so komplex, konnte nicht viele Aufgaben gleichzeitig anpacken – aber dazu war es auch nicht geschaffen.

Hier jedenfalls erwies es sich als lebensrettend. Es war eine erstaunliche Leistung. Ehe der weißglühende Hitzestrahl sein Ziel erreichte, gab es ein puffendes Geräusch. Es entstand, als Ssluuns Körper verschwand und die Luft den Raum einnahm, den vorher das dämonische Schlangenwesen eingenommen hatte.

Eine schreckliche Stille hing plötzlich über den beiden Schiffen.

Die Menschen konnten das Ungeheuerliche nicht fassen, waren nicht imstande, zu begreifen, daß es einem Menschen gelungen war, einen Orlonen in die Flucht zu schlagen.

Selbst Damona stand da wie träumend. Der ganz große Triumph, die Tötung der Bestie, war ihr zwar verwehrt geblieben, aber sie durfte sich den Ausgang des Kampfes sicher als Sieger anrechnen.

Doch Freude wollte nicht in ihr aufkommen. Es war Damona klar, daß sie lediglich eine kurze Pause gewonnen hatte. Der Orlone würde auf Rache sinnen, notfalls seine Rassegenossen um Hilfe bitten.

Und dann war sie verloren. Nicht an jedem Fleck fand sie genügend Menschen, deren psychische Energie sie anzapfen konnte, um verteidigungsbereit zu sein. Noch etwas machte ihr zu schaffen: die Schnelligkeit, mit der das Schlangenwesen verschwunden war. Es hatte keinen Übergang gegeben, kein langsames Verschwimmen der Konturen, kein Nebel, der sich erst nach Sekunden völlig auflöste.

Ssluuns Körper war einfach verschwunden – in Blitzesschnelle! Damona konnte – auf der Erde – mittels der Teleportation zwar auch den Standort ihres Körpers verändern, konnte dies über tausend Kilometer hinweg – aber nicht so blitzschnell, wie es ihr der Orlone eben vorexerziert hatte.

Ihre Augen schweiften über die Männer ringsum. Ob auf der SEA EAGLE oder auf der BLACK SHADOW – die Männer standen da wie Statuen. Standen da und starrten sie an, als sei sie ein überirdisches Wesen. Keine Frage, das Weib hatte gesiegt, hatte den Orlonen zur Flucht gezwungen.

Lord Halama war über diese unverhoffte Wendung so entsetzt, daß er im Augenblick nicht fähig war, einen klaren Gedanken zu fassen. Das einzige, was er in voller Klarheit erkannte, war, daß die northumbrischen Soldaten in wenigen Augenblicken wie die Teufel über ihn herfallen würden. Nur eine große Überzahl hatte Aussichten, mit ihnen fertigzuwerden. Doch das war hier nicht der Fall.

Halama wich langsam zurück. Seine Augen suchten den Kapitän, Verdammt, wo steckte dieser Kerl jetzt nur? Jetzt, wo er ihn so dringend brauchte. Sie mußten zu entkommen versuchen. Die größere Geschwindigkeit der BLACK SHADOW konnte dies ermöglichen – wenn es gelang, die Lähmung, die über den Männern hing, auszunutzen und sich schnell von den Northumbriern zu lösen.

Doch es sollte nie dazu kommen. Ein neues Ereignis trat ein – ein Ereignis, so fantastisch, daß es selbst Damona den Atem nahm.

Am blauen Horizont bildete sich jäh, wie ausgespuckt aus dem Nichts, eine kleine, rosafarbene Wolke. Doch es war keine gewöhnliche Wolke. Obwohl kein Wind wehte – die Rahsegel der beiden Schiffe hingen schlapp herunter – war in ihr eine wilde Bewegung zu erkennen. Sie rollte über das Himmelsgewölbe genau auf das Schiff zu, sich dabei immer mehr vergrößernd. Und je mehr sie sich näherte, um so mehr erstrahlte sie in düsterer, roter Glut.

Damona nahm die Wolke erst wahr, als einer der Männer hinter ihr gellend aufschrie und mit Augen, in denen das Entsetzen stand, auf das Phänomen hinwies.

Sie spürte die unheimliche, dämonische Ausstrahlung, die auf sie und

die Männer zurollte wie eine zermalmende Woge. Und Damonas wiedererwachtes Extragehirn analysierte die magische Erscheinung nüchtern als einen Vergeltungsschlag der Orlonen, um die erlittene Niederlage einer der ihren zu rächen.

Und dann hing die Wolke genau über den beiden Schiffen. Einen kurzen Augenblick verharrte sie in Ruhe, blieb völlig bewegungslos.

Nur in ihrem inneren pulsierte es. Rotglühende Blitze zuckten durch das magische Gebilde, spalteten es in sieben Einzelteile.

Kaum war das geschehen, als sich die spindelartig aussehenden Wolken herabsenkten.

Ausrufe der Angst wurden hörbar. Die Krieger auf der SEA EAGLE waren auf ganz Yllnoor als tapfere, todesmutige Männer bekannt und gefürchtet. Aber wenn sie kämpften, dann kämpften sie gegen Menschen aus Fleisch und Blut, nicht aber gegen Dämonen und deren üblen Zauber. Hier nutzte kein noch so großer Mut, auch, nicht das schärfste Schwert.

Und dann senkte sich die nebelhafte Substanz auf das Heckkastell der SEA EAGLE herab. Einen Augenblick tanzte sie wie unentschlossen hin und her, wie nach einem geeigneten Standort suchend.

Lord Halama verfolgte das magische Geschehen mit einer unbeschreiblichen Freude. Eine innere Stimme sagte es ihm: Jetzt war diese verdammte Zauberin verloren!

Der Oberherr von Khont hatte eine ausgezeichnete Sicht. Er stand auf dem Vorderschiff der BLACK SHADOW, dicht vor ihm schaukelte das Heck der gegnerischen Galeere in der sanften Dünung.

Und da das Deck der SEA EAGLE etwas tiefer lag, konnte Halama alles genau beobachten.

Der Lord keuchte auf, als er sah, daß sich die einzelnen Wolkenteile so auf das Heckkastell anordneten, daß die bewegungslos, wie in Trance dastehende Frau fast kreisförmig von ihnen umgeben wurde.

Die Männer, die sie vorher noch in schweigender Ehrfurcht umringt hatten, waren verschwunden, hatten sich voll panischer Angst in alle Winkel des Schiffes verkrochen.

Damonas Extragehirn erwachte zu fieberhafter Tätigkeit. Wieder legte es sein psychisches Netz über die beiden Schiffe, entnahm dem Leben auf den beiden Galeeren so viel an Energie, wie gerade noch verantwortet werden konnte. Doch diesmal war das Quantum wesentlich größer, ging bis dicht an die Grenze des Todes.

Es gab nicht einen einzigen Menschen, ob Freund oder Feind, der den jähen geistigen Kraftverlust nicht wie eine plötzliche, betäubende Schwäche gespürt hätte. Auch Lord Halama spürte dies. Er taumelte. Vor seinen Augen wurde es dunkel. Ein Gefühl der Übelkeit drohte ihn zu überwältigen. Seine Hände klammerten sich um die Brüstung, aber sie waren auf einmal seltsam kraftlos. Er schluckte.

Was war nur los mit ihm? Wollten die Orlonen etwa auch ihn vernichten? Wollten sie alle töten, die Zeugen der unwürdigen Niederlage Ssluuns gewesen waren? Wieder, wie noch vor wenigen Minuten, stieg die Furcht in ihm hoch. Der Gedanke, daß Damona für diesen Energieentzug verantwortlich war, kam ihm nicht. Wie hätte er auch darauf kommen sollen, daß das Weib auch seine psychische Energie benutzte, um sich des zu erwartenden Angriffs zu erwehren?

Die letzte Phase begann. Die einzelnen Wolkengebilde schrumpften plötzlich zusammen, verdichteten sich in rasender Geschwindigkeit. Das düstere, rote Glühen verging – und dann formten sich Gestalten aus dem Nebel. Finstere, alptraumhafte Gestalten. Schwarze Umhänge verdeckten ihre Körper, Zerrbilder einer fluchwürdigen Mischung von Schlange und Mensch. Nur ihre satanischen Häupter waren unverdeckt. In den Reptilienaugen leuchtete das Feuer dämonischer Wut. Doch kein Ton entrang sich den Lippen der Wesen.

Der Kampf wurde auf rein geistiger Ebene ausgefochten. Sie verharrten still auf ihren Plätzen, dabei mit ihren schrecklichen Augen nach ihrer Gegnerin greifend.

Damona wand sich qualvoll unter der finsteren Woge dämonischer Energie, die auf sie eindrang und sie unter sich begraben drohte. Ihr Extrabewußtsein reagierte von einer Sekunde zur anderen und errichtete mit jener Energie, die es von den Männern der beiden Schiffe abgezogen hatte, einen Schutzschild. Das war das einzige, was in diesem Moment getan werden konnte. Damona konnte sich nicht offensiv wehren, dazu war sie viel zu schwach. Nur in der Defensive lag ihre, wenn auch geringe, Chance.

Die Orlonen bemerkten diese Abwehrhandlung sofort und verdoppelten ihre Anstrengungen, diese auch für sie unbegreiflich starke Gegnerin niederzuzwingen. Sie hatten nicht die Absicht, die Frau zu töten. O nein, das wollten sie ganz und gar nicht. Ssluun hatte sie bereits darüber informiert, daß es ihre finsteren Götter waren, die dieses Weib nach Yllnoor versetzt hatten. Ihre Aufgabe bestand lediglich darin. Damonas geistige Kraft zu brechen und sie in ein sicheres Gewahrsam zu bringen. Was dort mit ihr geschah, ging sie nichts mehr an.

Doch der Schutzschild hielt – vorerst. Selbst den vereinigten Kräften der sieben dämonischem Wesenheiten gelang es nicht, ihn zu durchdringen. Aber das vervielfachte nur ihre Wut über diesen ihnen völlig ungewohnten Widerstands Woher nahm das Weib die Kraft dazu? Stand sie mit den Göttern im Bunde? Jenen Göttern, die im Licht leben und Feinde der Finsternis sind?

Und dann mobilisierten sie alles, was sie an Energie nur aufbringen konnten, formten blitzschnell daraus ein Kraftnetz, dessen einzelne Glieder unvergleichlich stärker waren als der beste Stahl. Dieses Netz

warfen sie über Damona. Gleichzeitig sorgten sie dafür, daß es sich zusammenzog.

Das Triumphgefühl, das Damona nach Ssluuns Flucht empfunden hatte, war verflogen. An seine Stelle trat zunehmend Verzweiflung.

Lange Minuten hatte sie sich der Angriffe der Orlonen erwehren können. Doch je mehr die Zeit voranschritt, um so mehr schwand die ihr zur Verfügung stehende Kraft. Und sie durfte nicht noch einmal die Quelle anzapfen. Die Menschen würden eine erneute Entnahme nicht überleben. Es trotzdem zu tun, verbot ihr jenes ethische Prinzip, unter dem sie den Kampf gegen die Mächte der Finsternis seit Jahren angetreten hatte. Außerdem wäre es auch sinnlos, denn es brächte höchstens einen Aufschub, nicht aber eine Wendung.

Diese Erkenntnis war es, die Damona an den Rand der Verzweiflung führte. Es schien keinen Sinn zu haben, sich weiter zu wehren.

In wenigen Augenblicken hatten es die Bestien geschafft, war sie in ihrer Gewalt. Damona wagte nicht an das Schicksal zu denken, das dann auf sie wartete. Schon spürte sie die ungeheuere Kraft des Energiefeldes, das immer schwerer auf ihr lastete und sie gleich einer Riesenfaust zu Boden zwang. In den glühenden Schlangenaugen las sie bereits den bösartigen Triumph.

Doch ihr Extrabewußtsein – ständig dabei den Ablauf des Kampfes zu analysieren – gab noch nicht auf. In Bruchteilen von Sekunden erwog es die verschiedenartigsten Gegenmaßnahmen und rechnete dabei die Erfolgschancen durch. Aber es verwarf alle – bis auf eine einzige. Auch hier waren die Aussichten nur gering, doch sie waren unvergleichlich größer als alle anderen Möglichkeiten.

Gleichzeitig machte es die Entdeckung einer vielleicht folgenschweren Versäumnis. Vor der Materialisation der Orlonen hätte diese Möglichkeit mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die Rettung bedeutet. Zu diesem Zeitpunkt war der Kraftvorrat noch genügend groß gewesen. Ob der Rest auslangte, würde sich jetzt zeigen müssen.

Damona stellte alle Gegenwehr ein, konzentrierte sich auf einen Teleportersprung. Früher hatte sie sich nie um die dazu notwendige Energie sorgen müssen Ihre geistigen Sensoren füllten die Kondensatoren ihres Extrabewußtseins mit der Kraft des psychischen Raumes. Jetzt hatte sie nur menschliche, psychische Energie zur Verfügung – und davon nur wenig genug.

Da ihr Schutzschild unwirksam geworden war, drückte das Orlonische Energienetz sie so stark gegen die hölzernen Planken, daß sie buchstäblich kein Glied mehr rühren konnte. Doch das störte Damona in diesem entscheidenden Augenblick nicht. Sie konnte nur hoffen, daß dieses Feld nur auf materielle Körper wirkte. Erstreckte sich seine Wirkung auf Teleportationsvorgänge, dann half ihr nichts

mehr.
Halama stieß einen Freudenruf aus. Es war geschafft – das Weib lag überwunden am Boden. Die Magie seiner Orlonischen Verbündeten hatte sich doch als stärker erwiesen. Sein Blick glitt weiter, hin zu der stillen Gestalt Lord Broons. Kein Zweifel, der Mann war tot.
Zum erstenmal drang diese Erkenntnis bis auf den Grund seines Bewußtseins. Halama leckte sich die Lippen. Wenn er es geschickt anstellte, dann war Northumbrien sein, dann konnte ihm auf Yllnoor keine andere Macht mehr widerstehen – mit Ausnahme der Orlonen natürlich. Aber diese Wesen mischten sich für gewöhnlich nicht in menschliche Angelegenheiten, hatten es wenigstens bis zu diesem Zeitpunkt nie getan. Für sie waren andere Dinge wichtiger. Halama wußte nicht, welche Dinge das waren, aber mit Sicherheit gehorchte ihr Ehrgeiz anderen Gesetzen. Und was das Weib anbetraf – dieses Weib, das seine Sinne so stark erregte wie noch keine andere Frau vorher – nun, er würde sich etwas einfallen lassen, um sie in seine Hände zu bekommen. Vielleicht würden die Orlonen mit sich handeln lassen. Immerhin war er, Halama, ein wertvoller Verbündeter – dachte der Lord und wiegte sich in perversen Träumen.
Seine Augen saugten sich an der auf dem Boden liegenden Frauengestalt fest, glitten wie Schlangen über den vollendet gewachsenen Körper. Er schluckte, als er daran dachte, was auf ihn wartete.
Doch dann erstarrte er, glaubte zuerst an eine Sinnestäuschung.
Aber seine Augen irrten sich nicht. Der Körper löste sich jäh auf, wurde mehr und mehr durchsichtig, nebelhaft. Halamas Augen quollen bei dem Anblick förmlich aus den Höhlen. Gleichzeitig stieg Entsetzen in ihm hoch. Das war kein normaler Mensch, konnte nie ein solcher sein, denn seit wann können normale Menschen sich in Nebel auflösen?
Auch die Orlonen konnten den Anblick scheinbar nicht fassen. Sie wußten zwar, daß Damona nicht von dieser Welt war. Ssluun hatte wohl durch die Analyse des Gehirns Mike Hunters herausbekommen, daß die übersinnlichen Fähigkeiten dieses Weibes ungeheuerlich waren – aber nur auf der Erde. Sicher, sie hatte den Orlonen besiegt, aber daß sie es auch fertigbrachte, hier, auf Yllnoor, zu teleportieren, nein, damit hatten diese Geschöpfe nicht gerechnet.
Sie sprangen zu der Stelle hin, auf der Damona eben noch gelegen hatte. Aber dort befand sich nichts mehr. Und sie zurückzuholen stand nicht in ihrer Macht.
Ssluun blickte hilfesuchend auf Ornis. Er war der Ranghöchste der sieben Orlonen. In dessen Augen glühte die Wut über die abermalige Niederlage wie ein Feuer der Hölle. Sein Mund – es war mehr der Rachen einer Schlange – öffnete sich zu einem lauten Zischen.

Und dann hörten ihn die anderen sechs. Nicht mit ihren körperlichen Ohren. Das hatten sie unter sich nicht nötig. Sie verstanden seinen Befehl auf rein geistiger Ebene – und handelten.

Und diese Handlung war von einer geradezu vollendeten Grausamkeit. Doch für diese Kreaturen war es das nicht. Für sie war es ein Gebot der Zweckmäßigkeit.

Gefühle kannten sie nicht. Ihre ›Logik‹ ließ es nicht zu, Zeugen ihrer Niederlage zu haben. Der Nimbus ihrer Unbesiegbarkeit würde ihnen verlorengehen.

Lord Halama, Oberherr von Khont, sah, wie sich auch die Orlonen auflösten, wieder zu dem wolkigen Gebilde wurden, das sie vor ihrer Materialisation waren. Die Wolke hob sich empor, so lange, bis sie ungefähr hundert Yards über den beiden Galeeren schwebte.

Doch sie verschwand nicht, blieb über den Schiffen hängen, dabei eine Aura finsterer Drohung ausstrahlend.

Halama zitterte. Alle Fibern seines Körpers spürten das sich nahende Unheil. Nur fort von hier, dachte er angstgeschüttelt. Er drehte sich um und sah den Kapitän der Black Shadow hinter sich stehen. Das Gesicht des Offiziers war kalkig bleich, und in seinen Augen saß das Grauen. Halama war froh, einen Blitzableiter gefunden zu haben.

»Was steht Er hier herum?« brüllte er voller Wut. »An die Ruder! Wir wenden – zurück nach Khont!«

»Aye, aye, Euer Gnaden«, antwortete der Kapitän mit belegter Stimme. »Ich habe die Vorbereitungen schon getroffen, die Ruderer warten nur noch auf das Kommando.«

»Dann gebe Er es endlich!« tobte Halama. Sein Gesicht war krebsrot. Die Augen des Oberherrn wandten sich ab und richteten sich wieder auf die Wolke. War sie nicht größer geworden? dachte er, von namenloser Furcht geschüttelt.

Dieser Gedanke sollte der letzte seines Lebens sein. Baumstammdicke, gleißende Strahlen senkten sich auf die Galeeren herab und begannen ihr Vernichtungswerk. Die Hitze, die sie ausströmten, war so gewaltig, daß alles, was mit ihnen in Berührung kam, augenblicklich verdampfte. Sie schnitten durch die Schiffe wie die Glut der Hölle.

Halama wurde zuerst von der Glut getroffen. In einem Sekundenbruchteil verdampfte sein Körper, bevor er auch nur den leisesten Schrei ausstoßen konnte. Die Strahlen wanderten weiter, bohrten sich durch die Schiffswände und vernichteten in wenigen Augenblicken alles menschliche Leben.

Kurz darauf war alles vorbei. Der aufgestiegene Wasserdampf verflüchtigte sich schnell, auch das gischtende Meer beruhigte sich wieder. Die Wasseroberfläche lag da wie ein glatter blauer Saphir, in dem sich das Himmelsgewölbe spiegelt. Von dem schrecklichen Drama

zeugte nicht die geringste Spur.

Doch, eine Spur – eine große und gewaltige – gab es noch: die immer noch bewegungslose Wolke. Wie ein Ungeheuer hing sie über der Stätte ihres Vernichtungswerks, mit Argusaugen nach etwaigen Überlebenden Ausschau haltend, um auch ihnen das gleiche Schicksal zu bereiten.

Erst nach langen Minuten zog sie sich zusammen und schnellte wie ein Pfeil dem Horizont entgegen. Eine lange Kette Wildgänse näherte sich dem Ort des Unheils. Ahnten die Vögel etwas? Empfanden ihre Gehirne den Rest der bösartigen Ausstrahlung? Ein schrilles Kreischen ertönte. Die Spitze des Keils änderte jäh die Richtung, beschrieb eine weite Kurve, um dann wieder in der alten Richtung weiterzufliegen.

Bevor die Orlonen den Planeten unter ihre geistige Kontrolle brachten, war Yllnoor eine glückliche Welt gewesen. Die günstigen Klimaverhältnisse, der fruchtbare Boden und die reichen und vielfältigen Bodenschätze erlaubten den Menschen ein paradiesisch zu nennendes Leben.

Auch Planeten besitzen eine Ausstrahlung. Sie wird entscheidend geprägt von dem Leben, das auf ihm zu Hause ist.

Pflanzliches, tierisches und menschliches Leben. Und je kräftiger und stärker dieses Leben wird, um so kräftiger wird auch die Ausstrahlung.

Begreiflich, daß solche Planeten Honigtöpfen gleichen. Viele davon gab es nicht – vielleicht unter zehntausend Welten einen einzigen. Doch es war eben diese Ausstrahlung, die es den dämonischen Kreaturen relativ leicht machte, sie zu finden.

Und dann, wie von der Finsternis ausgespuckt, erschienen die Orlonen. Innerhalb weniger Sekunden. Niemand vermochte zu sagen, von wo sie kamen. Sicher war nur, daß sie von einer anderen Welt kommen mußten. Nie und nimmer konnte Yllnoor diese scheußlichen Kreaturen hervorgebracht haben.

Innerhalb weniger Wochen gelang es ihnen, große Teile des Planeten unter ihre geistige Kontrolle zu bringen. Die glückliche, paradiesische Zeit fand ein jähes Ende. Der frühere, jahrhundertelange Frieden endete und blutige Kriege entbrannten. Der Kriegsgrund war immer derselbe: der Kampf zwischen Anhängern und Gegnern der Orlonen. Immer weiter dehnte sich der Einflußbereich der Schlangenwesen aus. Nur noch zwei Reiche widerstanden noch: Tornaan und Ruul. Es waren benachbarte Länder. Sie lagen in einer verteidigungsstrategisch günstigen Position: in dem weiten, überall schroff abfallendem Hochland zwischen den zyrinischen Bergen. Die riesige, an vielen Stellen bis weit über die Wolken herauswachsende Bergkette umgab die beiden Länder wie ein undurchdringlicher Schutzwall. Ein Wall mit finsteren, steil abfallenden Klüften und schroffen, bis in ferne Höhen führende Felswänden.

Tornaan und Ruul waren keine großen und auch keine besonders volkreichen Länder. Aber ihre Bewohner waren noch vom alten Schlag. Noch nicht verdorben vom sogenannten feinen Leben mit all seinen Ausschweifungen. Die Orlonen wären von einer geradezu teuflischen Schläue. Sie schafften jenes geistige Klima, das in der Erfüllung der Triebe den alleinigen Lebensinhalt sieht. Gleichzeitig schmeichelten sie dem Volk, gaben ihm zu verstehen, daß seine Bürger »mündig« und deshalb – was sie auch immer tun mochten ungefährdet seien.

Und dann taten sie noch etwas. Taten es mit Unerbittlichkeit: Sie rotteten jede aufkommende Idee mit Stumpf und Stiel aus. Denn sie wußten es: Ideen sind wie Feuerfunken. Fallen sie auf fruchtbaren Boden, entfachen sie leicht ein glühendes Flammenmeer.

Und der beste Schutz gegen das Aufkommen gefährlicher Ideen war eben das süße Opium des materiellen Wohlstandes, das sie dem Volk wohldosiert verabreichten. In den Miasmendünsten eines Sumpfes gedeihen keine hohen Gedanken – sind die Augenblicke der Selbsterkenntnis so dünn gesät wie die Sterne am Nachthimmel.

Doch wie bereits gesagt: In Tornaan und in Ruul gingen die Uhren noch in altgewohnter Weise. Hier war zwischen den Menschen noch ein echtes Miteinander und nicht nur ein bloßes, gleichgültiges Nebeneinander vorhanden. Hier lebten Menschen, die in ihrer naturverbundenen Art sehr wohl wußten, was wahre Freiheit bedeutet.

Und sie waren selbstverständlich auch bereit, für die Erhaltung ihrer Freiheit notfalls ihr Leben einzusetzen.

Waren diese beiden Völkerschaften die einzigen, unversöhnlichen Gegner der Invasoren? Nein, das waren sie nicht. Es gab noch einen Gegner! Zwar nur ein einziges Geschöpf. Aber die Möglichkeiten, die es in sich barg, konnten ihn zu einem gefährlichen Feind machen.

Es war Zyringa, der Uralte aus den nach ihm benannten Bergen.

Zyringa, über dessen Taten ein reicher Sagenschatz berichtete. Ein Zauberer, der imstande war, mit der Kraft seines Geistes die Materie zu beeinflussen. Zyringa, von dem man nichts mehr gehört hatte, seit die Orlonen Yllnoor beherrschten.

In den vergangenen Jahrhunderten hatten die Menschen oft seinen Namen gerufen, hatten ihn angefleht, zu erscheinen, um die Pest von Yllnoor zu vertreiben. Aber nie hatte er sich gemeldet. Woher später die Legende kam, wußte niemand. Jedenfalls war sie plötzlich da. Sie berichtete von dem gewaltigen Kampf, den Zyringa den Orlonen geliefert hatte. Wie ein Heldenepos hörte sich die Legende an. Die konzentrierte Kraft der Orlonen war zu groß gewesen. Zyringa stand dicht vor seiner körperlichen und geistigen Vernichtung.

Doch er, ein Meister der Telekinese und der Materieverformung,

konnte seinen Feinden noch im letzten Moment entschlüpfen. Er verformte sich selber – verwandelte seinen Körper in ein Stück Fels – und entkam so dem ihm bestimmten Schicksal.

So jedenfalls erzählte die alte Sage. Und – wie viele Sagen es tun – stand an ihrem Ende auch eine Prophezeiung! Zyringa würde wiederkehren, hieß es in ihr. Dann, wenn die Zeit dafür reif sei.

***

Die körperliche Versetzung von Mike Hunter und Damona King nach Yllnoor verursachte nicht nur einen physikalischen, sondern auch einen psychischen Strukturschock. Psychisch deshalb, weil allein das Eindringen ihrer, für dieses Universum fremden, Seeleninhalte den psychischen Gleichgewichtszustand dieses Raumes für einen winzigen Zeitabschnitt veränderte. Gewiß, dieser Zeitraum war kaum meßbar – trotzdem war das, was sich in ihm abspielte, nicht nur für die beiden Erdenmenschen von schicksalhafter Bedeutung.

Das längliche Felsstück lag in einem tiefen, schmalen Bergeinschnitt dicht neben einem reißenden Wasserlauf. Hier unten herrschte Dunkelheit. Nie verirrte sich auch nur der kleinste Sonnenstrahl in diese Tiefe. Hier wuchs auch nichts, auch nicht die bedürfnislosesten Moose. Selbst die Tiere mieden die Schlucht mit ihrer stygischen Finsternis. Die Felsen zu beiden Seiten der steil in die Tiefe führenden Schlucht mußten vor langer Zeit einer gewaltigen Hitze ausgesetzt gewesen sein. An vielen Stellen sah das Gestein wie auseinandergelaufen aus, machte den Eindruck erstarrter Lava.

Es geschah in dem Augenblick, als Damona auf Yllnoor materialisierte. Der Felsen, er besaß auf verblüffende Weise die Form eines versteinerten Menschen, lag da wie immer seit den letzten Jahrhunderten. Ein zufälliger Beobachter hätte – im Augenblick – nichts Besonderes an seinem Aussehen gefunden.

Doch das änderte sich schnell. Zuerst waren nur knackende Laute zu hören. Sie ertönten aus dem Inneren des Steins. Dieses seltsame Knacken hielt mehrere Minuten an. Dann wurde es von platzenden, brechenden Geräuschen abgelöst. Kein Zweifel, in dem »Stein« arbeitete es.

Und dann begann sich die Oberfläche zu verändern. Mehr und mehr verlor sie das stumpfe Grau – Schrunden und Spalten glätteten sich auf geheimnisvolle Weise. Doch der Prozeß war noch lange nicht abgeschlossen. Eine neue Färbung wurde erkennbar: die unverkennbare Farbe blutdurchpulsten Fleisches. Als ob ein unsichtbarer Künstler am Werk wäre der Leib modellierte sich, nahm immer schneller menschliches Aussehen an.

Als ob es dieser unsichtbare Bildhauer besonders eilig hätte – die Umwandlung ging rascher vor sich. Ein Antlitz bildete sich, ein

uraltes, von vielen Falten durchzogenes Antlitz. Und große, dunkle Augen von der Tiefe des Meeresbodens.

Der unsichtbare Meißel arbeitete weiter, entfernte in rasender Eile die Unreinheiten – deshalb die platzenden Geräusche – und arbeitete mit höchster Präzision die Konturen des Körpers heraus. Arme, Hände und Finger genauso wie Füße und Zehen.

Diese Arbeit erfaßte nicht nur die äußerliche Form und das Körperinnere – sie erfaßte auch den Geist des Wesens. Das seit Jahrhunderten schlafende Bewußtsein wurde behutsam, Schritt für Schritt, aus seiner dunklen Tiefe nach oben geführt. Die Vorsicht eines Tauchers bei Überwindung des Druckunterschiedes galt hier in weitaus erhöhtem Maße. Die Psyche mußte sich wieder an den Körper gewöhnen. Schließlich waren Jahrhunderte seit der Versteinerung vergangen.

Zyringa selbst war noch nicht erwacht. Sein Geist erlebte dieses Erweckungsstadium wie ein immer lebhafter werdendes Träumen.

Zuerst war da nur Dunkelheit, bar jeder Empfindung. Nur ganz allmählich hellte sie sich auf. Die Farben wechselten wie in einem Spektrum über Violett, Blau, Grün und Gelb bis hin zum purpurfarbenem Rot.

Der verstandesmäßig nicht einzuordnende Prozeß schritt weiter voran. Das zuerst nur in hauchzarten Rinnsalen fließende Blut vermehrte sich, wurde zu einem mächtigen Strom, der immer weitere Bereiche des Körpers durchflutete und in Besitz nahm. Der am Anfang nur schwache Lebensfunken vergrößerte sich zu einem kleinen Flämmchen, dem immer mehr Brennstoff zugeführt wurde. Die Flamme wuchs, gab Wärme und versorgte die Körperzentren mit Energie.

Erste, noch kaum merkbare Bewegungen zeigten sich. Hier und dort zuckten Muskeln, der Brustkorb hob sich unter einem ersten Atemzug. Aus dem nun voll entwickelten Mund drang ein leiser Seufzer.

Das war auch gleichzeitig der Augenblick, in dem Zyringas Denksystem wieder zu arbeiten begann. Begreiflicherweise nahm das Gehirn die Arbeit dort wieder auf, wo es sie eingestellt hatte: wenige Augenblicke vor dem verzweifelten Entschluß, sich der Metamorphose als einziger Rettungsmöglichkeit zu unterziehen. Zyringa wußte nichts von den langen, vergangenen Jahrhunderten, die seit der Verwandlung verflossen waren. Die Zeit hatte auch hier nur eine relative Bedeutung. Für Zyringas Bewußtsein waren nur wenige Minuten vergangen, seitdem er sich der Vernichtung durch die Orlonischen Ungeheuer entzogen hatte.

Die Atemzüge wurden stärker, kräftiger. Die Stumpfheit in den Augen verlor sich, machte mehr und mehr bewußtem Erkennen Platz.

Und dann war es endlich soweit. Der Umwandlungsprozeß hatte sein

Ziel erreicht. Was jetzt dort auf dem Boden der Schlucht lag, war nicht mehr ein länglicher Felsklotz, sondern ein bluterfüllter Mensch. Ein uralter Mensch, gewiß, aber ein Mensch, der es im Laufe seines Lebens geschafft hatte, der Schöpfung eines ihrer größten Geheimnisse – die Beherrschung der Materie durch den Geist – zu entreißen. Daß es Zyringa trotz dieses Wissens nicht gelungen war, im Kampf mit den dämonischen Bestien siegreich zu bleiben, war nur in der großen Anzahl dieser Wesen zu suchen. Sie hatten ihre magischen Kräfte vereinigt, gewissermaßen einen Brennpunkt geschaffen, dessen Energie so gewaltig war, daß er unterliegen mußte.

Doch die Orlonen hatten ihr Ziel trotzdem nicht erreicht. Aber sie wußten es nicht. Nach dem dramatischen Kampf waren sie in der Überzeugung abgezogen, ihren Widersacher vernichtet zu haben.

Wie eine Sturzflut ergossen sich diese Gedanken durch das nun wieder funktionsfähige Gehirn. Ein Bild reihte sich an das andere und frischte alle Erinnerungen auf.

Mit einer kaum glaublichen Elastizität richtete sich Zyringa auf.

Als er stand, war sein Metabolismus bereits wieder so erstarkt, daß er die Anstrengung überhaupt nicht spürte.

Und dann – es war wie ein leuchtender Blitz – schoß ein neuer Gedanke durch sein Gehirn. Eigentlich war es mehr eine Frage. Was war der Anlaß seiner Rückverwandlung? Existierten die Orlonen nicht mehr? Hatten sie Yllnoor verlassen? Zyringa erinnerte sich an den magischen Befehl, den er seinen Körperzellen und auch seinem Geist als überwachende Instanz gegeben hatte: sich erst dann zurückzuverwandeln, wenn die dämonisch gewordene Aura dieses Planeten eine positive Veränderung erfuhr.

Eine wilde Hoffnung flammte in dem Alten auf. War es möglich, daß sie sich bewahrheitete? Daß dieser herrliche Planet und die auf ihm lebenden Menschen wieder frei waren?

Zyringa blickte nach oben in den winzigen blauen Streifen, der sich hoch über ihm zeigte. Der Himmel – der lang entbehrte Himmel. Nicht mehr lange, dann würde er auch die Sonne sehen, die strahlende, wärmende Sonne.

Er verbannte alle aufkommenden neuen Gedanken in den hintersten Winkel seines Bewußtseins. Über diese Dinge konnte er später noch genügend lange nachdenken. Jetzt hieß es, den Ort seiner freiwilligen Verbannung so schnell wie möglich zu verlassen.

Doch um das zu können, bedurfte es des Einsatzes seiner magischen Kräfte. Auf einem anderen, normalen Weg war es unmöglich, diese Stätte zu verlassen. Die glatten Felswände stießen senkrecht hinab, nirgends gab es eine auch nur halbwegs gangbare Möglichkeit, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Zyringa wußte, daß er ein großes Risiko einging. Die Orlonen waren

Meister im Anpeilen von magischen Schwingungen. Falls sie Yllnoor noch nicht verlassen hatten…

Zyringa schüttelte diesen Gedanken ab wie ein lästiges Insekt. Er war nicht konstruktiv, brachte ihn nicht weiter, und er haßte negative Gedanken.

Der Alte dachte auch nicht über die für ihn lebenswichtige Frage nach, ob seine telekinetischen Fähigkeiten nicht durch die lange Ruhepause Schaden genommen hatten. Warum sollte er sich mit dieser Sorge belasten? Sie würde ihn ganz sicher nicht weiterbringen. Außerdem war diese Frage in sehr kurzer Zeit beantwortet.

Zyringa überlegte kurz, dachte darüber nach, wie er seine Kräfte am zweckmäßigsten einsetzen konnte, um seinem Gefängnis zu entrinnen. Er durchdachte die verschiedensten Möglichkeiten und entschied sich für eine, die ihm besonders günstig erschien.

Der Alte richtete sich hoch auf. Seine funkelnden Augen griffen nach dem mächtigen Steilabfall und fixierten ihn. Dann hob er seine Arme so, daß die Fingerspitzen beider Hände auf die Felswand wiesen.

Mehrere Minuten stand Zyringa in dieser Haltung, einem mythischen Gott gleichend, der mit seinem Willen Wunder bewirkt.

Und dann drangen leise Worte aus seinem Mund, Worte, die keine Worte im üblichen Sinne waren. Es waren aneinandergereihte Laute. Jeder Vokal und jeder Konsonant davon war bis zum Bersten mit magischer Energie angefüllt.

Doch allein diese Laute genügten nicht. Die geistige Beschaffenheit des Wesens, das sie sprach, waren entscheidend. Eines gehörte zum anderen, wie zwei Seiten zu einer Münze gehören.

Kaum hatte Zyringa geendet, als er einen gellenden Schrei ausstieß, dabei mit den Fingern beider Hände bestimmte Linien in die Luft schreibend. Dann beugte sich der Alte vor, mit einer schier unerträglichen Spannung auf die Felswand blickend. Die Reaktion, gewissermaßen das magische Echo, mußte sich in wenigen Sekunden zeigen.

Und das geschah auch. Es war ein Anblick, so erstaunlich, nein, viel eher majestätisch, daß jeder normale Mensch an seinem Verstand gezweifelt hätte. Zuerst war es nur ein dumpfes Rumoren, das tief aus dem Innern des Felsens kam. Dann, jäh, ertönte ein peitschenartiges Knallen. In der Wand zeigte sich plötzlich ein durchgehender, lotrechter Riß, der sich rasendschnell verbreiterte. Die reißenden, brechenden Laute, die durch die Auseinandersprengung des Gesteins entstanden, muteten an wie die Schmerzensschreie einer gepeinigten Kreatur.

Zyringa stand in starrer Haltung auf seinem Platz. Die zweite Phase begann. Sein Wille, oder was es auch immer in ihm sein mochte, das zu dem Kontakt mit der Materie fähig war, griff gestaltend in das

Geschehen ein. Sein Geist baute eine Treppe – und der Felsen folgte dem Plan und gestaltete sich so, wie es erforderlich war. Stufe um Stufe entstand, mit einer Geschwindigkeit, die jedem logisch denkenden Gehirn genauso unfaßlich vorkommen mußte wie die gesamte magische Prozedur. Und zu beiden Seiten der Stufen bildeten sich eiserne Geländer. Da alle materiellen Dinge sich nur hinsichtlich ihrer größeren oder geringeren atomaren Dichte voneinander unterschieden, war es Zyringa ein leichtes, Stein in Eisen überzuführen.

Und dann war die Treppe fertig – nach einem Zeitraum, der in Minuten zu messen war. Wie ein Messer durchschnitt sie den Fels, Ihr Neigungswinkel betrug um die fünfundvierzig Grad. Je höher die Stufen nach oben führten, um so mehr schien sich die Treppe in den Felsen hineinzubohren. Die seitlichen Felswände überragten die Geländer am Anfang nur wenig. Aber das änderte sich mit Zunahme der Höhe. Als Zyringa die Treppenmitte erreicht hatte, türmten sich die Wände neben ihm mehrere hundert Yards auf. Erst dann nahm ihre Höhe allmählich wieder ab.

Es war eine schwere körperliche Anstrengung. Der Magier mußte viele Male unterwegs anhalten, um neue Kräfte zu schöpfen. Zyringa besaß ›nur‹ diese eine Parafähigkeit. Er hatte nicht, wie Damona, ein ganzes Bündel davon zur Verfügung. Und noch etwas – etwas sehr Entscheidendes – besaß er nicht: das analysierende und selbständig reagierende Vermögen von Damonas Extragehirn. Zyringa konnte zwar seine Begabung einsetzen – aber er kannte nicht ihre Ursache, war deshalb nicht in der Lage, sie weiterzuentwickeln.

Doch er hatte auch einen Pluspunkt aufzuweisen. Seine telekinetischen Kräfte waren derart ungeheuer, daß Damona auf diesem Gebiet mit ihm – noch – nicht Schritt halten konnte. Dieser Vergleich hinkt allerdings, denn er unterstellt Damona die Parafähigkeit, die sie auf der Erde ins Treffen führen konnte.

Endlich hatte es der Alte geschafft. Seine Pulse flogen, als er auf dem großen Plateau stand und um sich blickte. Alles hier sah noch genauso aus, wie er es in Erinnerung hatte. Weit und breit gab es nur Steine und Geröll. Nirgends war eine Pflanze zu entdecken. Die Verhältnisse hier oben unterschieden sich – bis auf das Licht – in nichts von denen auf dem Grund der Schlucht.

Zyringa rekapitulierte. Von hier bis nach Rongard, der Residenzstadt des tornaanischen Reiches, waren es mindestens drei Tagesmärsche, zuviel für ihn, denn er mußte seinem Leib schließlich Wasser und Nahrung zuführen. Und in dieser Wüstenei gab es nichts von beidem. Doch kaum wollte die Sorge in ihm hochsteigen, da schalt er sich einen alten Narren. Die lange Ruhepause schien ihn vergeßlich gemacht zu haben. Wozu war er ein Telekinet? Er konnte sich Speisen

und Getränke beschaffen soviel er nur wollte – durch Umformung x-beliebiger Materie. Mit einer Einschränkung allerdings: Er konnte kein Leben schaffen!

Aber das brauchte er ja nicht, um die Bedürfnisse seines Leibes zu befriedigen. Und was die Orlonen anbetraf – nun, in zwei Tagen war er in Rongard. Dort, in seinem kleinen, unterirdischen Reich, das er sicher noch genauso vorfinden würde wie zu der Zeit, als er es verlassen hatte, verfügte er über genügend Möglichkeiten, sein weiteres Vorgehen zu überdenken. Vielleicht, nein bestimmt, erhielt er hier auch den Aufschluß, welche Kraft ihn dem langen Schlaf entrissen hatte. Denn wenn es die Orlonen noch gab, dann mußte eine Macht eingegriffen haben, die er noch nicht kannte.

Zyringa konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, daß der Ablauf der weiteren Geschehnisse ganz anders sein sollte, als er es sich vorstellte. Was er, der legendenumwitterte Uralte aus den zyrinischen Bergen an magischen Kenntnissen besaß, war gewiß wunderbar genug. Und doch – das Ereignis, das in den nächsten Sekunden eintrat, war mindestens ebenso wunderbar.

Es gibt Zufälle. Solche von der Art, die alltäglichen Charakter haben und solche, die mit dem Wort ›Zufall‹ nicht mehr allein zu erklären sind. Zu letzteren gehört zum Beispiel das zehnmalige Fallen einer Roulettekugel in immer dasselbe Zahlenfach. Ein Ereignis, das in hundert Jahren vielleicht nur ein einziges Mal eintritt. Doch selbst ein solches Ereignis wäre gegenüber dem, das gleich auf Zyringa zukommen sollte, vergleichsweise simpel zu nennen.

Als sich der Alte auf den Weg machen wollte, wallte vor ihm plötzlich ein sonderbarer Nebel. Kein Nebel, der sich aus feinstverteilten Wassertröpfchen bildet, dazu war er zu ätherisch. Zyringa blieb wie erstarrt stehen. Seine Sinne witterten ein magisches Phänomen. Jähe Angst schoß in ihm hoch. Hatten ihn die Orlonen geortet?

Materialisierten sie jetzt, um ihm den endgültigen Garaus zu machen? Hier oben, auf der Hochebene, hatte er gegen diese dämonischen Kreaturen nicht die Spur einer Chance. Gehetzt blickte er sich um, nach einem Ausweg aus seiner verzweifelten Lage suchend.

Doch es fand sich keiner. Zurück konnte er nicht mehr. Bis er den Rand der Schlucht erreicht hatte, war sein Körper schon in Atome zerfallen.

In dem Nebel wirbelte es. Immer wieder bildeten sich zuckende Ausbuchtungen, die wie die Tentakel einer unirdischen Wesenheit anmuteten.

Zyringa ging vorsichtig einen Schritt zurück – und noch einen – und wieder einen, dabei das unheimliche Phänomen nicht aus den Augen

lassend. Eigenartig, er wurde nicht angegriffen, fühlte nicht jene gewaltige Lähmung seinen Körper durchfluten, die ihm damals so schwer zu schaffen gemacht hatte. Er empfand auch nicht die Ausstrahlung des Hasses und der Finsternis, die von den Orlonen auszugehen pflegte. Eher war das Gegenteil der Fall. Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, blieb Zyringa stehen, getrieben von einem Impuls, den er sich selbst nicht erklären konnte.

Die wolkige Substanz war zur Ruhe gekommen. Aber es war nur die Ruhe, die man besser mit dem Wort Pause bezeichnet. Die Pause, die vor dem letzten Akt liegt.

Und so war es auch. Der Übergang von statischer Bewegungslosigkeit zur hektischen Dynamik erfolgte jäh, unvermittelt. Der Nebel zog sich mit einem Ruck zusammen, verdichtete sich zu einem spindelartigen Gebilde.

Der Prozeß beschleunigte sich. Mehr und mehr strebte die Atomwolke zusammen, dem Strukturplan gehorchend, den sie erfüllen mußte.

Umrisse wurden sichtbar. Sie verfestigten sich in rasender Geschwindigkeit. Den Augen Zyringas zeigten sich Gliedmaßen und, immer deutlicher werdend ein Antlitz…

***

Immer stärker und unerbittlicher drückte das unsichtbare Energienetz Damona auf den Holzboden. Der Druck wurde so stark, daß es ihr nicht mehr möglich war, nur den kleinsten Finger zu rühren.

Doch ihr Geist wurde davon nicht betroffen. Damonas Extrabewußtsein arbeitete sogar auf Hochtouren, versuchte den verbliebenen Energierest so optimal wie möglich einzusetzen, um den Körper durch eine Teleportation der Gefahr zu entziehen.

Jeder Zelle wurde Energie für den Entstofflichungsvorgang zugeleitet. Dieser Verteilungsvorgang war sehr diffizil, denn nicht jede Körperzelle erhielt dasselbe Quantum. Auch hier gab es eine Art

›hierarchisches‹ Gefüge, das unbedingt beachtet werden mußte, wollte man nicht den Teleportationsvorgang gefährden.

Diese Vorbereitungen waren für Damonas Extragehirn eine Kleinigkeit. Nicht mehr als Routine. Hier lag kein Gefahrenpunkt versteckt. Entscheidend war vielmehr, ob die vorhandene Energiemenge ausreichen würde und ob das auf Damona lastende Energienetz auch einen psychischen Sperrmechanismus enthielt.

Aber an diese negativen Aspekte wollte Damona begreiflicherweise nicht denken. Sie brauchte jetzt ihre gesamte psychische Kraft.

Depressive Gedanken haben die unangenehme Eigenschaft, den Geist zu schwächen anstatt zu stärken. Menschen, die sich ihnen überlassen,

sind bedauernswerte Wesen, denn sie kennen die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes nicht: das Vermögen, Freude zu empfinden.

Es war genau der Augenblick als Lord Halama triumphierend auf die am Boden liegende Frau blickte.

Damona fühlte den Beginn des Entstofflichungsvorgangs. Sie sah sich zu Nebel werden, sah auch das Entsetzen im Gesicht des Oberherrn und die Wut in den Reptilienaugen der Orlonen. Dann erfaßte sie ein gewaltiger Sog und entriß sie dieser Dimension.

Obwohl Damonas Körper, real gesehen, nicht mehr existierte, war ihr Geist doch in der Lage, Eindrücke zu empfangen und zu verarbeiten. Natürlich teilten sich die Eindrücke anders mit, da sie nicht der Diktatur der groben Sinne unterlagen.

Sie hatte das Gefühl des Schwebens, das Empfinden einer ungeheueren Leichtigkeit. Eigentlich war dieser Zustand so wie sonst, bereits vertraut.

Und doch – irgend etwas war anders. Und da der reine Geist viel umfassender und durchdringender denken kann als der nur grobstoffliche Verstand, kam auch sehr bald die Erkenntnis.

Bei den meisten früheren Teleportationen hatte Damona nach der Entstofflichung das Empfinden gehabt, entlang einer unsichtbaren Schnur zu ihrem Ziel geführt zu werden. Wie auf einer Einbahnstraße ohne Abzweigungen.

Doch dieses Gefühl hatte Damona diesmal überhaupt nicht. Auch nicht das Empfinden der Sicherheit, das sich mit diesem Gefühl automatisch verband.

Diesmal war das Schweben irgendwie ziellos, hatte keine Richtung. Unwillkürlich formte sich ein Bild vor ihrem geistigen Auge, und sie sah sich in einer winzigen Nußschale allein und verlassen in der unendlichen Weite des Meeres treiben. So ungefähr war ihre Situation. Mit einer Einschränkung: Auf ihrem, zwischen den Dimensionen liegenden Ozean des Nichts gab es nicht ein einziges Schiff, das sie an Bord nehmen konnte. Sie war allein – nichts anderes existierte hier.

Begreiflich, daß sich Damonas Geist unter dieser furchtbaren Erkenntnis vor Entsetzen wand und krümmte. Wie sollte sie diesem stygischen Labyrinth entkommen? Ein trübes Halbdunkel umgab sie. Es war ein Halbdunkel ohne jede Konturen, ungefähr aussehend wie schmutziger Nebel. Und dieses Dunkel war überall gleich. Nirgends zeigte sich eine hellere Stelle, die auf eine Möglichkeit zum Verlassen dieser schrecklichen Einsamkeit hindeutete.

Warum war das geschehen? Wie kam es, daß ihr Geist derart richtungslos war?

Wieder kam Damona die Erleuchtung. Sie war nicht dazu angetan, Freude und Zuversicht in ihr auszulösen, sondern eher das furchtbare Gefühl des absoluten Verlorenseins. Eine Erinnerung stieg in ihr hoch.

Sie lag noch gar nicht so lange zurück – vielleicht ein gutes Jahr. Vor ihrem ersten Teleportersprung war Damona der Geist ihrer Mutter erschienen und hatte ihr einige Ratschläge gegeben. Sie entsann sich der Worte noch so, als ob sie eben erst gesprochen worden wären.

»Eine Teleportation ist mit der Fahrt eines Schiffes von Kontinent zu Kontinent zu vergleichen. Kompaß und das Besteck des Kapitäns geben die Richtung und den momentanen Standort des Schiffes. Ohne diese beiden Dinge wäre das Schiff verloren, würde durch die Weite des Meeres irren wie der Fliegende Holländer. Was der Kompaß für ein Schiff ist, ist für dich die Konzentration auf das von dir gewünschte Ziel. Doch sie allein genügt nicht. Sie ist nicht mehr als eine der zwei Vorbedingungen für gefahrlose Teleportationen. Die zweite Bedingung ist, daß hinter der Konzentration auf dein Ziel auch die notwendige Energiemenge stehen muß, sonst…« Vanessa hatte nach diesen Worten sehr ernste Augen bekommen.

»Sonst?« war Damonas Frage gewesen. Die Worte ihrer Mutter kamen ihr wie bare Selbstverständlichkeiten vor. Sie begriff nicht die Warnung, die sich in ihnen verbarg.

Die Antwort war noch ernster. In ihr schwang das Läuten einer Totenglocke.

»Sonst irrst du für ewig im dimensionslosen Zwielicht«, waren die Worte Vanessas gewesen. »Eine Zone, in der es kein Leben gibt. Mit dem Wort ›Raum‹ kann man dieses ›Zwischending‹ nur sehr schlecht bezeichnen. Hier gibt es kein Oben und kein Unten. Hier gibt es überhaupt keine Richtung. Selbst das Totenreich der alten Griechen, auch als Welt der ›Schatten‹ bezeichnet, war dagegen ein Paradies.«

Vanessa hatte mit der Mahnung geschlossen: »Merke es dir gut! Die geistige Konzentration auf dein Ziel muß einen genügend großen Energievorrat zum Durchbrechen dieser schrecklichen Sphäre voraussetzen. Beides bedingt sich, ist nicht voneinander zu trennen.«

Damona zwang ihren Geist zur nüchternen Betrachtung ihrer momentanen Situation. Es konnte keinen Zweifel daran geben, daß sie sich haargenau in der Lage befand, vor der ihre Mutter sie so eindringlich gewarnt hatte. Es stimmte – ihr Energievorrat war zu gering gewesen. Er hatte ihr nur die Entstofflichung ermöglichen können, nicht aber die Teleportation an die Stelle des Planeten, an der sie nach ihrem Dimensionswechsel von der Erde nach Yllnoor materialisierte. Das einsame Gehöft – die tiefe Schlucht – die flackernden Lichter hinter den kleinen Fenstern – all das hatte Damona klar vor Augen gestanden, als sie sich auf dieses Ziel konzentrierte.

Doch selbst wenn sie gewußt hätte, daß sie die trennende Zwischensphäre nie durchdringen konnte – was hätte sie tun sollen? Es hatte keine Alternative gegeben. Sie mußte so handeln. Und jetzt

kam es darauf an, einen Ausweg zu finden. Sie wußte es – ein Vorhaben, das selbst einem Herakles Ehre gemacht hätte.

Der Begriff ›Zeit‹ war hier nicht vorhanden. Wie sollte er auch existieren können in einem ›Raum‹, der eigentlich keiner war, in einer Zone, scheinbar unbegrenzt und ohne Ausdehnungen?

Aber Damonas geistige Existenzform merkte sehr wohl, daß zumindest sie eine Art ›Eigenzeit‹ erlebte. Sie merkte es an ihrer zunehmenden Verzweiflung und an ihrer steigenden Angst. Was sie auch anstellte, wohin sie ihren Geistleib auch bewegte – der düstere Nebel wich vor ihr zurück, aber es zeigte sich in ihm nirgendwo ein Ausweg. Erst jetzt begriff sie die Warnung ihrer Mutter in ihrer vollen Tragweite, wußte nun, daß kein Wort davon übertrieben war.

Was sind alle Sorgen und Nöte gegen einen Zustand wie diesen, dessen furchtbare Konsequenz mit keinem Wort auszudrücken ist – sie sind ein Nichts, sogar noch weniger als das, sofern es das geben sollte. Das, was Damonas Körper ausmachte, seine grobstoffliche Struktur, war in Atome aufgelöst. Jedes einzelne wartete zwar darauf, sich wieder mit den anderen vereinigen zu können, aber das konnte nur in einem Raum erfolgen, der selber eine körperliche Struktur besaß.

Neue Sorge ergriff Damonas Geist. Wie lange würde es dauern, bis diese Atome ihr Erinnerungsvermögen verloren, bis ihre zueinanderstrebende Kraft sie verließ?

Sie trieb dahin, wie durch ein nur schwach erhelltes, endloses Nebelmeer. Und je länger sie trieb, um so mehr erlahmte ihre Fähigkeit zu denken. Sie wußte es, der Augenblick war nicht mehr fern, in dem das Denken in ihr ganz aufhören würde. Doch was kam danach? Geistkörper sind unsterblich. War sie dazu verurteilt, für immer und ewig hier bleiben zu müssen? Hatte sie nicht eine Sendung zu erfüllen?

Dieser letzte Gedanke gab Damona neue Kraft. Es war einfach unmöglich, daß es ihr bestimmt sein sollte, auf diese Weise zu verderben. Denn wenn sie dieses Schicksal erleiden mußte, dann war ihr ganzes, bisheriges Tun widersinnig, sinnlos, konnte keinem Plan gehorchen, der aufgestellt worden war, um die mehr und mehr aufkommende finstere Dämonie zu bekämpfen.

Auch dort, wo sich die geistige Existenzform Damonas befand, gab es Kraftfelder. Allerdings so selten wie in der Weite des Ozeans.

Es waren Energien, die nur an besonderen Stellen auftraten. Sie waren dort zu suchen, wo sich einige der ungeheuer vielen Dimensionsstufen so stark einander nähern, daß gravitatorische Effekte entstehen. Die Energien, die sich hier entwickelten, waren wahrhaft ungeheuer. Sie wirkten ähnlich wie Geysire oder gewaltige Strudel, deren Sog mit einem Mahlstrom zu vergleichen ist.

Wie gesagt, diese Stellen waren sehr selten. Doch es war Damonas

Bestimmung, von einem solchen Energiestrudel erfaßt und davongewirbelt zu werden. Obwohl sie nur über einen Geistkörper verfügte, geschah dies. Es war eine Energie, die nicht nur körperliche, sondern auch geistige Lebensformen zu erfassen vermochte. Eine Energieform übrigens, die Damona noch nicht kannte.

Damona hatte das Empfinden, in einen ungeheuren Trichter hineingerissen zu werden. Immer tiefer ging es hinab. An welcher Stelle würde sie diese Gewalt wieder freigeben?

Ein normaler, körperlicher Mensch wäre natürlich auch von dem Strudel erfaßt worden. Aber seine groben Sinne hätten nur das Gefühl einer immer schneller werdenden Drehbewegung gehabt. Damonas viel empfindlichere geistige Organe fühlten unendlich mehr.

Sie sah das Halbdunkel zu einem Glühen werden, sah auch, daß die Wände des Mahlstroms sich mehr und mehr nach außen wölbten, je tiefer es nach unten ging. Gleichzeitig nahm die Rotationsbewegung in einem Ausmaß zu, daß es selbst geistigen Organen nicht mehr möglich war, das herrschende Chaos auf irgendeine Weise zu definieren.

Schwärze griff nach Damonas Geist. Bewußtloses Dunkel. Sie nahm nicht mehr wahr, daß der energetische Mahlstrom sie schließlich wieder ausstieß. An einer Stelle, für die allein der Zufall verantwortlich war. Doch was ist Zufall? Sind seine Erscheinungsformen vielleicht nichts anderes als Wirkungen einer Kraft oder Macht, die uns Menschen unbekannt ist? Diese Frage wird wohl nie beantwortet werden können.

Jedenfalls hatte dieser Zufall Damona dazu verholfen, nicht nur den dimensionslosen Raum zu verlassen, sondern auch an einer Stelle auf Yllnoor zu materialisieren, die günstiger nicht gedacht werden konnte.

Wieder gab es den charakteristischen Ruck, als die Atomwolke von Damonas Körper sich zusammengefunden hatte und die Schwerkraft von Yllnoor nach ihm griff. Damit verbunden war auch ein Wiedererwachen ihres Bewußtseins. Damona schwankte kurz, als die Einheit zwischen Körper und Geist wiederhergestellt war.

Und dann öffnete sie ihre Augen.

Es war der Augenblick, als Zyringa, die Sagengestalt aus den zyrinischen Bergen, wie angewurzelt stehenblieb.

Und dann blickten sich diese beiden Menschen an. Ihre Augen verankerten sich, tasteten sich in das Bewußtsein des anderen.

Die Panik, die Zyringa beim Anblick des seltsamen Nebels überschwemmt hatte, wich. Nie war diese rätselhafte Frau, die da vor ihm materialisiert war, ein Orlonisches Geschöpf. Sie war ein Mensch – ein Mensch wie er selber.

Aber sie mußte über eine tiefe Kenntnis magischer Zusammenhänge verfügen, um mit ihrem Körper das tun zu können, was er, Zyringa, da

beobachtet hatte.
Je länger seine Augen in den ihren ruhte, um so mehr schwand sein Mißtrauen. Wärme schlug ihm entgegen, Wärme und – Verstehen.
Auch Damona verursachte der Anblick eines Menschen nach ihrer Rematerialisation einen, allerdings nur leichten, Schock. Die ungeheure Erleichterung darüber, der schrecklichen Zwischenzone entronnen zu sein, war noch zu frisch, um neue Besorgnisse aufkommen zu lassen.
Doch ihrem empfindlichen Extrabewußtsein genügten bereits wenige Sekunden, um diesen Menschen einordnen zu können. Die tastenden, geistigen Sensoren fanden nichts, was Anlaß zur Beunruhigung bieten konnte. Das Innere dieses Wesens war hell, ohne jenen Hauch, den ein üblicher Geist auszustrahlen pflegt.
Und dann machten die geistigen Fühler eine verblüffende Entdeckung. Sie wurde sofort an das Extragehirn weitergeleitet und dort geprüft und verarbeitet.
Das Auswertungsergebnis lag in Sekundenbruchteilen vor. Jeder Zweifel war ausgeschlossen. In dem Menschen vor Damona wohnte ein verwandter Geist. Es war ein Geist von einer außergewöhnlich starken Mächtigkeit.
Auch im sogenannten ›gewöhnlichen‹ Leben kommt es – sehr selten – vor, daß einem ein unbekannter Mensch begegnet, der ungewöhnlich vertraut erscheint. So, als ob man ihn schon viele Jahre kennen würde. Ein Gefühl der Freude begleitet diese Empfindung, manchmal sogar der Beglückung.
Damona spürte dieses – letztere – Gefühl ganz stark. Auf eine Weise, die ihr Verstand nicht begriff, wußte sie, daß ein Freund vor ihr stand. Nach Meinung ihres Extragehirns sogar eine außergewöhnlich große geistige Potenz. Also ein starker Verbündeter.
Ein mächtiger Impuls durchflutete Damona. Sie gehorchte ihm sofort und ging mit ausgestreckten Händen auf den uralt aussehenden Mann zu.

***

Es war Mitternacht. Die silbernen Strahlen des vollen Mondes tauchten die Erdoberfläche in ihr magisches Licht, gruben sich wie spitze Speere in die Wasser des mächtigen Stroms und brachen sich ihre Bahn durch das Dickicht des ungeheueren Regenwaldes, der den Strom von der Quelle bis zur Mündung ins Meer umsäumte.
Dort, wo der Xerth – so hieß der Strom – einen scharfen, fast rechtwinkligen Knick macht, öffnete sich der Blick auf eine große, annähernd kreisrunde Urwaldlichtung. Eigentlich war es keine Lichtung im üblichen Sinne, wenn man unter ihr einen Platz versteht, dem zwar die Bäume und vielleicht auch die Sträucher fehlen, aber

nicht der Grasbewuchs.

Doch gerade das war hier der Fall. Es war unglaublich, kaum zu fassen – das Wachstum hörte dort, wo die Lichtung begann, wie abgeschnitten auf. Die Grenze war scharf, wie mit einem Rasiermesser gezogen. Reckte sich hier noch starkes, junges Grün nach oben, so war dort, jenseits der Grenze, nur noch weißlichgraue, wie verbrannt aussehende Erde zu finden.

Auch die Tiere mieden die Lichtung. Die den Urwald bevölkernden Papageienheere und andere Vögel hüteten sich sogar, sie zu überfliegen.

Betrat man sie, dann empfand die Seele; den Hauch des Todes und den Dunst des Übels, der wie ein Leichentuch über der Lichtung hing. Die fast absolut zu nennende Stille war nicht die Ruhe einer klaren Nacht, sondern jene, die in ihrer Kälte dem Leben zutiefst feindlich ist.

In der Mitte der Lichtung zeigte sich ein mächtiges Standbild. Der Wind trieb die kleine Wolke, die vor dem Mond lag, davon. Ungehindert griffen die bleichen Lichtfinger nach der Skulptur.

Es war ein atemberaubender Anblick, geeignet, selbst die Nerven des stärksten Menschen erzittern zu lassen. Das Standbild besaß eine Höhe von mindestens sechzig bis siebzig Fuß. Es war zur Gänze aus grünem Nephrit gehauen.

Was sich auf der Lichtung nach oben reckte, war ein bestialisches Zerrbild. Eine in ihrer Dichte fast körperlich fühlbare Aura düsterer, satanischer Dämonie ging von ihm aus.

Beine konnte man es nicht nennen, worauf der Rumpf ruhte. Es waren nicht mehr als zwei stummelartige Auswüchse. Der Leib des monströsen Ungeheuers war nicht der einer Schlange und auch nicht der eines Menschen. Es war beides in einem. Schlange war der Rumpf bis kurz unter den nur schwach angedeuteten Schultern.

Dieser Bereich besaß absoluten Reptiliencharakter.

Den Schultern entwuchsen Arme, die kaum als solche bezeichnet werden konnten. Sie waren an jeder Stelle von gleicher Dicke. Ellenbogengelenke schienen sie nicht zu besitzen. Dort, wo die Arme in Hände übergehen, zeigte sich ein Gewirr längerer und kleinerer Glieder. Sie saßen an keiner Handfläche, sondern entwuchsen direkt dem Stumpf.

Der Hals konnte lediglich eine nur schlecht gelungene Verengung des Rumpfes genannt werden. Er war sehr kurz, kaum zu bemerken.

Doch das, was das eigentliche Grauen und die Ausstrahlung wilder Dämonie ausmachte, saß höher, war das Haupt dieses Zerrbildes. Es war das Haupt einer Schlange. Nur bei sehr genauem Hinschauen waren in ihm Ansätze menschlicher Züge zu erkennen. Das Antlitz besaß eine hohe Stirn, doch der Schädel war vollkommen unbehaart. Da, wobei einem menschlichen Schädel die Ohren sitzen, waren nur

kleine, mißgestaltete Öffnungen zu erkennen. Das ›Gesicht‹ besaß keine Brauen. Die Nase war nur schwach ausgebildet.

Nur der Mund machte eine Ausnahme. Es war der Mund eines Menschen. Ein Mund mit messerscharfen, grausamen Lippen. Doch unter den Lippen saß kein Kinn. Selbst nicht eine Andeutung davon.

Diese Elemente waren zwar geeignet, Grauen zu erzeugen, doch sie genügten nicht allein, die bösartige Ausstrahlung zu verursachen. Um sie zu erklären, mußte man in die tellergroßen Augen des Standbildes schauen.

Sie bestanden aus blutroten, plangeschliffenen Rubinen. Die Strahlen des Mondes drangen in sie ein und ließen sie aufglühen, als säße unbeschreibliches dämonisches Leben in ihnen. Es waren nicht die Augen einer Schlange, aber auch nicht die eines Menschen. Dem Künstler, der dieses Standbild geschaffen hatte, war es hervorragend gelungen, diese Augen wie lebendig wirken zu lassen. Das, was aus ihnen funkelte und glühte, mußte jedem Lebewesen, ob Mensch, ob Tier, Angst und Grauen einjagen.

Ein kurzes, flirrendes Zucken war auf der Lichtung zu erkennen.

Als es vorbei war, stand eine verhüllte Gestalt vor dem steinernen Monument. Sie hob die Arme – ein saugender Laut ertönte, als sich am Fuß des Standbildes eine Öffnung auf tat. Der Verhüllte verschwand in ihr.

Doch er sollte nicht der einzige Besucher bleiben. In immer kürzeren Abständen materialisierten auf der Lichtung neue Gestalten.

Alle verschwanden auf dieselbe Weise wie die erste.

Und dann war der Oberste Orlonische Rat vollständig vertreten.

Hier, tief unter dem Standbild, verbarg sich das finstere Heiligtum, dem sie ihre dämonischen Seelen verschrieben hatten. Hier war der Ort, wo sie ihre dunklen Götter anbeteten, deren oberster und gewaltigster der Schlangengott SETH war.

Doch der kreisrunde, mindestens fünfzig Fuß durchmessende Raum diente nicht nur kultischen und rituellen Zwecken, er wurde auch dann aufgesucht, wenn es um Dinge großer Tragweite ging.

Von den neunundvierzig Ratsmitgliedern fehlte nicht einer. Ein Beweis für die Wichtigkeit, die man dem einzigen Tagesordnungspunkt einräumte.

Ornis, der Ranghöchste und oberster Priester SETHS, saß auf einer Art Thronsessel. Links von ihm, eine Stufe tiefer sitzend, saß Ssluun, rechts von Ornis hatte Lorm Platz genommen. Beide besaßen die Funktionen von Stellvertretern. Alle drei bildeten den sogenannten Inneren Kreis.

Vor der runden, genau im Mittelpunkt des großen, unterirdischen Saales sich befindenden Estrade hatten sich die übrigen Orlonen versammelt. Auch sie saßen auf Sesseln, wenn auch nicht auf so

prunkvollen wie ihre drei Anführer.

Der Raum, in dem die Sitzung gleich beginnen sollte, war mit einem beispiellosen Prunk eingerichtet. Aber es war nicht jener Aufwand an Gold, edlen Steinen und kostbaren Teppichen, der diese kostbaren Dinge subtil aufeinander abstimmt. Harmonie gewährleistet. Nein, davon konnte hier ganz gewiß nicht die Rede sein. Alles wirkte mehr oder weniger wie kunterbunt durcheinandergeworfen, verriet nicht den geringsten Geschmack.

Doch auch hier unten gab es einen Gegenstand, der eine vergleichbare Aura ausstrahlte wie das Standbild oben: das in der Mitte der Estrade aufragende, altarähnliche Gebilde. Es war eine Art Schrein, der sich über einer rosafarbenen, geschliffenen Marmorplatte erhob.

Er bestand aus einem Mittelstück und zwei Seitenflügeln. Die Darstellungen auf dem Schrein wirkten unglaublich lebendig. Sie zeigten SETH in all seiner finsteren Majestät. Auf irgendeine Weise hatte es der Maler fertiggebracht, die Bilder derart plastisch zu fertigen, daß man glauben konnte, der dunkle Gott träte jeden Augenblick aus dem Gemälde hervor. Auch hier waren es die Augen – Augen von einer wahrhaft imperialen Macht – die den stärksten Eindruck machten. Sie glühten in einem roten Feuer, hypnotische Gewalt ausstrahlend.

Ornis erhob sich. Sofort verstummte das Zischeln ringsum. Eine tiefe Stille setzte ein. Jeder der Anwesenden wußte daß entscheidende Dinge passiert sein mußten, denn sonst hätte sie Ornis nicht nach hier befohlen.

Als der Oberste Priester SETHS sprach tat er es mit seiner körperlichen Stimme. An diesem Ort war nur diese Art der Verständigung erlaubt.

»Ich habe euch nach hier gerufen um die Hilfe unserer Götter zu erflehen«, sagte Ornis langsam und bedeutungsvoll. Dann schwieg er. Seine Augen glitten über die Gesichter, versuchten, in ihnen eine Reaktion auf seine unglaublichen Worte zu erkennen.

Sie zeigte sich sofort. Allerdings nicht in zustimmenden Worten oder Gebärden, sondern in blankem Nichtverstehen. Hilfe? Wieso Hilfe? Noch nie hatten die Orlonen zur Bewältigung der Probleme auf Yllnoor die Hilfe der Götter in Anspruch nehmen müssen. Ornis las es in den Augen fast aller Ratsmitglieder. Eine Ausnahme bildeten lediglich jene sechs, die mit ihm versucht hatten, Damona auf dem Schiff Lord Broons gefangenzunehmen.

In der vordersten Reihe erhob sich Xliin von seinem Platz. Xliin war sehr einflußreich – und angefüllt mit krankhaftem Ehrgeiz. Es war bekannt – sein Streben galt der Ablösung des Obersten Priesters. Und er, Xliin, wollte der Nachfolger sein.

Als er fragte, glühte in seinen Augen ein düsteres Licht, Zeichen seiner inneren Aufregung.

»Sind wir bereits so schwach, daß wir diese Hilfe brauchen?« In seiner Stimme schwang Spott und Arroganz. »Was ist es denn, was euch so große Sorgen bereitet?«

Nur mit Mühe verbiß sich Ornis die Flamme der Wut, die in ihm aufloderte. Er hatte diese Reaktion zwar erwartet, aber die Art des großmäuligen Tropfes brachte ihn fast zur Raserei. Aber als er sprach, war seiner Stimme nichts von seinem inneren Aufruhr anzumerken.

Und dann berichtete Ornis. Gab den Versammelten Aufschluß über die sensationellen Geschehnisse der letzten Zeit. Erzählte von zwei Menschen, die von einer fremden Welt stammten und sich jetzt auf Yllnoor befanden. Ornis, dem von Ssluun alles Wissenswerte über Mike Hunter und Damona mitgeteilt worden war, vergaß nicht die winzigste Kleinigkeit, sondern er bemühte sich, seine Darlegungen so ausführlich wie möglich zu gestalten. Selbstverständlich erwähnte er auch Ssluuns ›Gesicht‹ und die Auskünfte und Ratschläge, die ihm die dämonische Geistigkeit gegeben hatte. Ornis sprach auch von Ssluuns Niederlage und von dem Fehlschlagen des Plans, Damona gefangenzunehmen.

»Wir wissen jetzt«, kam der Oberste Priester zum Schluß, »daß die Götter diese beiden Menschen nach hier verbannt haben. Ich meine, daß wir deshalb berechtigt sind, ihre Hilfe zu erbitten.« Ornis setzte sich. Wieder huschte sein Blick über die einzelnen Gesichter. Würde sein Plan, in einem feierlichen Ritual die Götter zu beschwören, gelingen?

Xliin war stehengeblieben. In dem Schlangengesicht zuckte es vor Aufregung. Sie tobte derart in ihm, daß seine Augen feurigen Seen glichen.

»Unsere Götter tragen also die Verantwortung«, sagte er mit höhnischer Stimme. »Ihnen haben wir diese Schwierigkeiten, von denen Ihr berichtet habt«, Xliin machte eine spöttische Verneigung, »zu verdanken.« Er schwieg, gerade so lange, um seine Worte richtig wirken zu lassen. Als er weitersprach, änderte sich seine Stimme. Sie verlor den Hohn, wurde sehr akzentuiert und eindringlich. Seine jetzt langsamen Worte glichen schweren Tropfen.

»Bedenkt doch«, sagte er beschwörend. »Bedenkt, daß die Götter einen guten Grund gehabt haben müssen, um ausgerechnet Yllnoor als Aufenthalt für diese Wesen zu erwählen.« Xliin wedelte verächtlich mit seinem rechten Arm durch die Luft. »Dieser Mike Hunter braucht gar nicht gerechnet zu werden. Also bleibt nur noch die Frau übrig.« Er beendete seine Abschweifung und nahm den Faden wieder auf. »Und welchen Grund haben die Götter gehabt?« Xliin blickte um sich, wie sich auch ein geschulter Demagoge nach einer bedeutsamen

Erklärung umzudrehen pflegt: in der Pose eines Kontrahenten, der seinen Widersacher mit logischen Argumenten buchstäblich zugedeckt hat.

»Weil wir nach ihrer Meinung die einzige Welt sind, die in der Lage ist, dieses Weib zu bändigen. Obwohl ihre Fähigkeiten durch den Übergang von ihrer zu unserer Welt sehr gelitten haben sollen, hat sie sich uns doch entziehen können. Ein Beweis dafür, daß sie immer noch über große Energien verfügt.«

Xliins Brustkorb – von einem Brustkorb im menschlichen Sinne konnte natürlich keine Rede sein – hob sich unter hastigen Atemzügen. »Trotzdem«, fuhr er fort, »trotzdem kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß wir zusammen ihren magischen Künsten weit mehr als nur gewachsen sind. Und das wissen unsere Götter! Sie haben Vertrauen in uns gesetzt, daß wir mit den Schwierigkeiten fertig werden, ohne daß wir wie Kinder weinerlich ihren Rat suchen.« Xliins Stimme hob sich, wurde leidenschaftlich.

»Wenn wir gemeinsam alle unsere Fähigkeiten einsetzen – sie sind, jeder wird mir zustimmen, nicht gering – dann wird es uns leichtfallen, den Willen der Götter zu erfüllen. Sie haben Damona dazu verurteilt, bis zu ihrem Tode auf Yllnoor weilen zu müssen – ohne Hoffnung auf eine Rückkehr. Das soll ihre Strafe sein. Und wir sind zu ihren Gefangenenwärtern ausersehen.« Die Stimme senkte sich, wurde spöttisch. »Eine Funktion, die uns Orlonen zumindest ungewohnt ist, aber wohl dennoch lösbar, glaube ich.«

Aus den hinteren Reihen wurde zustimmendes Zischeln laut. Ornis mußte wütend erkennen, daß die Stimmung unter den Ratsmitgliedern zumindest sehr geteilt war. Trotzdem entschied er sich für das Risiko einer Abstimmung. Verlor er sie, dann mußte er nach einem ungeschriebenen Gesetz von seinem Amt zurücktreten.

Doch der Oberste Priester hatte Glück. Zur großen Enttäuschung von Xliin, dem die grelle Wut aus den Augen blitzte, gewann Ornis die Abstimmung mit einer wenn auch knappen Mehrheit.

Damit hatte sich jede weitere Diskussion über dieses Thema erledigt. Jetzt war jeder der Anwesenden verpflichtet, sich voll in den Dienst der Sache zu stellen. Und das taten die Orlonen auch. Xliin zwang seine Erbitterung über die Niederlage in die Tiefen seines Unterbewußtseins. Er wußte es: Einmal würde die Stunde seines Sieges kommen. Bis dahin hieß es, sich zu gedulden.

Und dann kam es zu dem finsteren Ritual. Es bestand nicht nur aus Formalitäten. Jede dieser Beschwörungen verlangte von den Orlonen einen ungeheueren geistigen Energieaufwand, um die geistige Sphäre der Götter zu erreichen. Nicht immer wurde dieses Ziel erreicht. Schon oft war es vorgekommen, daß sich die dämonischen Geistigkeiten ihnen versagt hatten. SETH selber, der oberste der dunklen Götter,

hatte sich ihnen noch nie gezeigt. Meistens waren es seine geringeren Diener. Nur einmal war ihnen TARAAN erschienen. TARAAN, das Oberhaupt von SETHS dämonischem Heer. Wer würde diesmal zu ihnen sprechen? Sie wußten es nicht. Doch sie würden ihre ganze Kraft einsetzen, damit die Beschwörung gelang.

Und dann begann die Zeremonie. Jeder der Anwesenden konzentrierte sich und richtete seine Augen auf das Mittelstück des dreiteiligen Schreins. Dort befand sich das Ziel ihrer Kontaktsuche: SETHS majestätisches Schlangenhaupt.

War es Wirklichkeit oder nur eine optische Täuschung? Als sich die Blicke der neunundvierzig Orlonen in die Augen des Gemäldes bohrten, schienen sie aufzuglühen. Einen verschwindenden Augenblick sah es so aus, als ob das Haupt des Gottes aus dem Holz des Schreins heraustreten wollte. Gleichzeitig wurde die Stille in dem unterirdischen Tempel so drückend, daß sie sogar das Atmen erschwerte. Keuchende Laute ertönten. Die mentale Anstrengung zur Mobilisierung der letzten Energie war ungeheuer zu nennen.

Langsam, mit Bewegungen, die seltsam hölzern und automatenhaft aussahen, trat Ornis vor den Schrein. Seine handtellergroßen Augen waren weit geöffnet. Aber ihr Ausdruck zeigte, daß sich der Oberpriester in tiefer Trance befand – wie auch alle anderen Orlonen.

Und dann rief er die Götter an. Zischende Laute einer Sprache kamen von seinen Lippen, die niemals menschlichen Ursprungs sein konnten. Es waren strenggenommen keine Worte, sondern eine Aneinanderreihung von Konsonanten, die jedem menschlichen Ohr sinnlos erscheinen mußten.

An einer ganz bestimmten Stelle der Beschwörung setzten auch die Stimmen der anderen Orlonen ein. Es war ein gespenstisches Bild – das von überall herkommende, düsterrote Licht, die bewegungslosen, in ihrer Starrheit Monumenten gleichenden Gestalten, die unnatürliche, lastende Stille. Hinzu kam, alles überdeckend, die immer stärker werdende dämonische Wellenfront, die sich aus dem Schrein wie ein finsterer Strom über die unwirkliche Szene ergoß.

Und dieser Strom nahm immer mehr zu. Es war das Zeichen für das Nahen einer dämonischen Potenz. Und je mächtiger dieser Strom wurde, um so mächtiger auch die Geistigkeit, die sich dahinter verbarg.

Was noch nie geschah, seit dieser Tempel bestand – das rötliche Licht verdunkelte sich unter der Energiewoge, löschte schließlich ganz aus. Die versammelten Kreaturen merkten davon nichts. Ihr Bewußtsein war abgeschaltet, weil nur auf ein einziges Ziel gerichtet.

Und dann, von einer Sekunde zur anderen, war der Höhepunkt der magischen Handlung erreicht. Der Mittelteil des Schreins glühte in einem unwirklichen Licht auf. Das Licht wurde gleißend, strahlte wie

eine Miniatursonne.

Doch das war erst das Vorspiel. Vor dem Gemälde formte sich ein majestätisches Haupt. Es sah in etwa so aus, wie das Haupt auf dem Bild. Doch es wirkte in seiner Lebendigkeit unendlich machtvoller.

Dem Antlitz entströmte eine Gewalt, die jenseits aller Vorstellungen liegt. Kein Zweifel, es war das Antlitz eines Gottes.

Es war SETH, der sich seinen Kindern zeigte – SETH, der Erste unter den Göttern der Finsternis.

Als ob sein Blick allein genügte – die Ratsmitglieder erwachten aus ihrer Trance – und erschraken zutiefst über die unbeschreibliche Gewalt der Erscheinung.

Ein spöttisches Lachen ertönte. Es war ein Lachen, dem jede Güte fehlte, Götter der Finsternis kennen diese Eigenschaft nicht.

Und dann sprach SETH. Keine Zischlaute kamen von seinen Lippen. Seine Worte klangen voll und tönend, füllten den ganzen weiten Raum.

»Habt ihr Angst, meine Kinder? Fürchtet ihr mich so, daß euch die Sprache vergangen ist?« Die Stimme wurde hart und gebieterisch.

»Schluß jetzt! Ihr habt mich gerufen, jetzt redet!«

Ornis erhob sich angstgeschüttelt. Noch nie war ihm dieser Anblick zuteil geworden, noch nie hatte er SETH in die Augen geblickt.

Er schluckte krampfhaft.

Warum fragte der Gott? Er mußte doch wissen, warum es zu der Beschwörung gekommen war.

»Sicher weiß ich das, du Narr! Doch trotzdem müßt ihr euch mir offenbaren. Ich will es so!« Ornis machte einen tiefen Atemzug. Es half ihm nichts. Er war der oberste Priester aller Orlonen. Und zu diesem Amt gehörte es eben, mit den Göttern Zwiesprache zu halten. Nur er allein konnte – und durfte dies.

Doch es war viel schwerer als er es sich je vorgestellt hatte. Es war nicht das erste Gespräch mit einer dämonischen Geistigkeit. Ornis hatte schon viele Kontakte mit diesen Potenzen gehabt. Aber es waren alles nur niedere Geister gewesen, bestenfalls Handlanger von SETH. Aber wahrscheinlich war selbst das noch zu hoch gegriffen.

Doch dann ermannte sich Ornis. Noch mehr als die Angst vor dem unerwarteten Erscheinen des Gottes fürchtete er dessen Zorn, wenn er nicht den Mut zum Reden fand.

Die ersten Worte kamen dem Oberpriester nur stockend von den Lippen. Doch das änderte sich, je weiter er mit seinen Darlegungen kam. Ornis' Bericht war ungefähr so wie vor der Beschwörung, als er den Ratsmitgliedern mitteilte, warum er sie nach hier gerufen hatte. Nur natürlich viel ausführlicher. Und je weiter seine Worte kamen, um so flüssiger wurden sie.

Eines vermochte er aber nicht: SETH in die flammenden Augen zu

blicken. Ornis hatte es am Anfang versucht, aber dabei das Gefühl gehabt, einem glühenden Abgrund gegenüberzustehen, in den er gleich hineinstürzen mußte.

Er sprach deshalb mit gesenktem Blick, hob seine Augen auch nicht, als er geendet hatte.

Doch SETH schien dies nicht übelzunehmen. Welches sterbliche Wesen vermag schon dreist in die Augen eines Gottes zu schauen?

Und dann ertönte wieder die gewaltige Stimme. Es grollte in ihr wie ferner Donner.

»Wenn nicht soviel auf dem Spiel stünde, dann würde ich euch strafen für euere hündische Furcht vor diesem Weib. Nie kann sie euch gefährlich werden, wenn ihr euere Kräfte vereinigt. Sie genügen vollauf, um diese Gegnerin zu bändigen.«

SETH machte eine kleine Pause. Als er fortfuhr, war seine Stimme mit Hohn und Spott angefüllt.

»Ihr nennt euch meine Kinder, weil ihr als einzige aller Lebewesen meinem Aussehen am nächsten kommt. Dazu beherrscht ihr die niedere und sogar große Teile der höheren schwarzen Magie, seid also gegen alle Herausforderungen gerüstet. Und trotzdem gleicht ihr Hasen, die vor einer Maus davonlaufen.«

SETH wandte sein Haupt und blickte Ornis an. Der Oberpriester der Orlonen wand und krümmte sich. Diesmal war es ihm nicht möglich, seine Augen abzuwenden. Ob er wollte oder nicht – die mächtigen Augen SETHS ließen ihn nicht los.

»Verteidige dich!« hörte Ornis die Stimme des Gottes. »Was hast du vorzubringen? Warum riefst du mich? Tatest du es aus Furcht vor dem magischen Können Damonas? Antworte!«

Ornis sank in sich zusammen. SETHS zornige Worte lasteten wie ein schweres Gewicht auf ihm. Unwillkürlich erinnerte er sich an Xliins Warnung. Die Auslassungen des Gottes schienen ihm recht zu geben.

Als Ornis antwortete, klang seine Stimme gebrochen. Es konnte keinen Zweifel geben, er hatte sich SETHS Gunst verscherzt.

»O Herr«, zischelte er demütig, »einer Euerer niederen Diener hat Ssluun über die ungeheuere magische Potenz dieses Weibes aufgeklärt. Nach seinen Worten soll sie nach ihrem Eintreffen auf Yllnoor einen großen Teil ihrer Fähigkeiten verloren haben. Trotzdem schaffte sie es, der vereinigten Kraft von sieben Orlonen zu widerstehen – sich der Gefangennahme durch Teleportation zu entziehen.«

Ornis schwieg einen Augenblick, doch die unbarmherzigen Augen SETHS ließen ihn nicht los. Der Oberpriester spürte, daß der Gott mit dem Gesagten noch nicht zufrieden war, weitere Aufschlüsse erwartete. Er atmete tief und fuhr stockend fort.

»Was sollen wir tun, wenn es ihr gelingt, alle ihre Fähigkeiten wieder

mobilisieren zu können? Dann…«

Ornis kam nicht weiter. SETH unterbrach ihn mit einem brüllenden Ausruf der Wut.

»Schweig! Ich kann dein winselndes Gejammer nicht mehr mit anhören. Schere dich fort! Ich kann auf dem Thron des Oberpriesters keinen Feigling gebrauchen!«

Ornis erhob sich schwankend. Sein Gehirn war in diesem Augenblick nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Er legte die Insignien seines Amtes – einen langen schwarzen Stab mit dem Kopf einer Schlange und einen goldenen Kopfreif, der in der Mitte der Stirn einen großen, blutroten Rubin trug – ab und legte sie auf den Thron. Dann ging er die Estrade hinunter und mengte sich unter die Ratsmitglieder.

Wieder ertönte die Stimme des Gottes. Diesmal schwang keine Wut in ihr. Sie klang kühl und sachlich. »Xliin! Trete vor!«

Es war der Augenblick, den Ornis' Widersacher schon seit langer Zeit herbeigesehnt hatte. Der Augenblick des höchsten Triumphes über seinen verhaßten Gegner nahte.

Xliin folgte sofort dem Befehl. Sein Mund war trocken vor Aufregung. Konnte es sein, daß SETH ihn als Nachfolger bestimmte? Soviel der Orlone wußte, war noch nie einem sterblichen Wesen eine solche Ehre widerfahren.

»Nehme die Zeichen deiner neuen Macht an dich! Setze dich auf den Thron!«

Xliin war einen kurzen Moment, wie betäubt. Doch er faßte sich rasch und tat, wie ihm SETH befohlen. Als sein Körper in dem weichen Leder des Throns versank, spürte er ein Gefühl in sich hochsteigen, das er bisher noch nicht kannte. Es war nicht allein das Gefühl befriedigten Ehrgeizes, nein, es war viel mehr. Es war die neue Macht, die ihm die Insignien verliehen – die Macht über einen ganzen Planeten.

Kaum hatte er sich gefaßt, als wieder SETHS Stimme ertönte.

»Ihr habt nicht mehr nur gegen Damona zu kämpfen – euch ist ein neuer Feind erstanden: Zyringa, den ihr seit Jahrhunderten vernichtet wähntet. Der Alte ist aus einem langen Schlaf erwacht und hat sich mit Damona verbündet. Doch es hat keine große Bedeutung. Hört gut zu – wenn ihr meinen Anweisungen folgt, dann sind diese beiden in wenigen Tagen in eurer Gewalt. Zyringa sei euch überlassen – Damona gehört mir.«

Und dann erläuterte SETH seinen Kindern einen wahrhaft teuflischen Plan. Selbst der zagende Ornis erkannte dessen Genialität.

SETH hatte recht: Damona und Zyringa waren schon so gut wie gefangen.

Kaum hatte Ornis diese Erkenntnis gewonnen, als die magische

Erscheinung in einem blutroten, funkelnden Blitz verschwand.

Einen langen Augenblick herrschte tiefe Stille. Zu ungeheuer war das Geschehen der vergangenen Minuten gewesen – zu nachhaltig die Anwesenheit des mächtigsten Gottes der Finsternis.

Xliin faßte sich zuerst. Er nahm den Stab – Zeichen seiner neuen Würde – und stampfte dessen Ende dreimal auf den marmornen Boden.

Das dumpfe Geräusch riß auch die anderen Orlonen aus ihrer Versunkenheit. Sie blickten hoch und sahen Xliins gebieterische Augen auf sich gerichtet.

Es war ein seltener Augenblick, ungewohnt für solche Zusammenkünfte. Da, wo sich sonst Opposition, Neid und Mißgunst in heftigen Reden und Gegenreden breitmachten, herrschte jetzt totale Einmütigkeit. SETHS Befehl war heilig. Niemand würde es wagen, ihm zuwiderzuhandeln. Zu groß war die Angst vor der fürchterlichen Rache des Gottes. Selbst Ornis war voller Demut gegenüber dem neuen Oberhaupt.

Xliins Augen glitten forschend über die Anwesenden. Was er sah, befriedigte ihn. Nein, es würde keine Schwierigkeiten geben. Jeder von ihnen wußte, was jetzt zu tun war. Und dann gab er seine Anweisungen.

***

Ssluuns magische Künste hatten Mike Hunters Bewußtsein so weit reduziert, daß es auf der Entwicklungsstufe eines Wilden vegetierte.

Nur die primitivsten Instinkte funktionierten. Wie ein dichter, undurchdringlicher Nebel hing die magische Sperre über seinem versklavten Geist, ihm jeden Ausblick verwehrend.

Nur manchmal, dann, wenn Ssluun seinen Geist bis auf den letzten Winkel durchforschte, um sich Mikes Gedächtnisinhalt anzueignen, wich für wenige Augenblicke der Nebel, und Mike wurde sich wieder seines Ichs bewußt.

Doch es waren qualvolle Stunden.

Ssluun war es vollkommen gleichgültig, ob sein Eindringen in das Gehirn seines Gefangenen diesem Schaden zufügt oder nicht. Daß ersteres nicht der Fall war, hatte Mike nur seiner starken Konstitution zu verdanken. Trotzdem – jedesmal, wenn eine solche Sitzung stattgefunden hatte, fühlte er sich zu Tode erschöpft. Wie ausgelaugt kam er sich vor.

Doch dieses Gefühl verging spätestens dann, wenn sich die magische Sperre wieder über sein Bewußtsein legte und er bis zum nächsten Zusammentreffen mit dem Orlonen stumpf dahinvegetierte. Wenn ihn jemand, der ihn kannte, dann gesehen hätte, er wäre zu Tode erschrocken gewesen über Hunters Zustand. Mikes Bewegungen

glichen nicht mehr den Bewegungen eines Menschen.

Doch von alledem merkte Mike nichts. Sein jetziges Leben glich tiefer Dunkelheit, die nur sehr selten von Lichtblitzen aufgehellt wird. Er schlang sein frugales Essen hinunter, schlief oder starrte blicklos gegen die dunkle Holzdecke der winzigen Kammer, die sein Gefängnis war. Das kleine Fenster war vergittert und vor der Tür standen ständig – Tag und Nacht – zwei Posten. Das Gelaß, weit eher für einen Hund als für einen Menschen taugend, lag dicht neben der prachtvollen Suite des Orlonen.

Doch in den letzten Tagen hatte sich Ssluun nicht mehr im Palast des Oberherrn von Khont sehen lassen. In der Hauptstadt hatte sich inzwischen große Unruhe breitgemacht. Noch immer war die BLACK SHADOW nicht von ihrer Verfolgungsfahrt zurückgekehrt.

Gerüchte breiteten sich mit Windeseile aus. Halama und seine Männer hätten den Tod gefunden bei ihrem Kampf gegen den Oberherrn von Northumbrien.

Und dann bestätigten sich die Gerüchte. Gestern war eines der Suchschiffe zurückgekehrt. Es hatte zwei Schiffbrüchige aufgenommen, Männer von dem Schiff des Oberherrn von Northumbrien, die wie durch ein Wunder der Vernichtung entkommen waren. Obwohl sie zu Tode erschöpft waren, erzählten sie haarsträubende Dinge.

Von einem Überfall durch furchtbare, einer geheimnisvollen Wolke entstiegenen Schlangenwesen berichteten sie – von den furchtbaren Hitzestrahlen, unter denen die beiden Galeeren wie Zunder aufgeflammt und verbrannt waren. Daß sie dem Inferno und dem nachfolgenden Bemühen, auch den letzten Zeugen dieses Dramas zu vernichten, entkamen, konnten sie sich selber nicht erklären.

»Wir tauchten«, sagte der ältere der beiden Männer. »Links und rechts von uns wurde das Wasser von den schrecklichen Strahlen der Ungeheuer getroffen. Wir spürten die Hitze und wähnten uns verloren. Aber plötzlich war alles vorüber. Die Zauberwolke war verschwunden.«

Doch als das Suchschiff wieder am Kai festmachte, stellte sich bald heraus, daß es sich bei den aufgefischten Männern um entwichene Strafgefangene handelte. Sie kamen sofort wieder hinter Gitter. In wenigen Tagen, dann, wenn ein neuer Oberherr in Khont die Herrschaft antrat, konnte ihnen der Prozeß gemacht werden.

Langsam wurde der Nebel, der Mikes Bewußtsein umhüllte, dünner. Und je länger Ssluun ausblieb, um so mehr löste er sich auf.

Schon zeigten Mikes Augen nicht mehr jenen stumpfen Ausdruck, der ihn auf die Stufe zumindest eines Halbidioten stellte. Schon war er soweit, daß er nicht mehr stundenlang gegen die Decke glotzte, sondern den kleinen Raum mit hastigen Schritten durchmaß, ein

Zeichen für die Wiederkehr seines rastlosen Geistes. Auch in seinem Kopf wurde es leichter und freier. Der lähmende Druck wich.

Eine weitere Nacht verging. Mike schlief tief und fest. Es war der Schlaf der endgültigen Befreiung seines Geistes aus einem Gefängnis. Ob Ssluun wußte, daß dies in seiner Abwesenheit passieren würde? Nun, mag sein, aber warum sollte ihn dieses Wissen stören?

Mike Hunter wurde gut bewacht. Unmöglich, daß er entfliehen konnte. Und wenn der Orlone zurückkam, dann war es für ihn gewiß sehr leicht, Mikes Geist erneut zu knebeln.

Der Morgen graute. Langsam wurde es heller. Endlich war es soweit: Der flammendrote Sonnenball entstieg dem Meer. Lichtkaskaden sprühten über das Himmelsgewölbe und vertrieben die letzten Reste der Dunkelheit.

Genau in diesem Augenblick erwachte Mike. In den vergangenen Stunden der Nacht hatte sich der ›Nebel‹ in ihm vollkommen verflüchtigt. Mikes Bewußtsein war wieder klar.

Als er die Augen aufschlug, sah er über sich eine dunkle, vom Alter gebeizte Balkendecke. Dicht hinter der primitiven Bettstatt fiel sein Blick auf eine ebenso dunkle, hölzerne Wand.

Mike wandte seinen Kopf. Der Raum, in dem er sich befand, war so winzig, daß gerade das Bett und ein grobes, dicht neben der schmalen Tür auf dem Boden stehendes Regal darin Platz fanden.

An den Haken des Regals hingen eine ärmlich aussehende zerfranste Hose und eine Jacke, die diesen Namen nicht mehr verdiente.

Mit einem jähen Ruck, richtete sich Mike auf. Wo war er hier nur?

Seltsam, irgendwie war ihm diese Umgebung nicht fremd. Er kannte sie so, wie jemand, der einen Alptraum hinter sich hat und nach dem Aufwachen verwundert feststellt, daß die Umgebung in seinem Traum und die nach seinem Erwachen auf eigentümliche Weise übereinstimmten.

Mike stand auf. Er fühlte sich frisch und ausgeruht. Als er an sich hinunterblickte, erschrak er. Sein Körper war nackt. Er ging zu dem Regal und nahm die armselig aussehenden Kleidungsstücke von den Haken. Hastig schlüpfte er hinein.

Dann setzte er sich wieder auf das Bett und dachte nach. Doch sein Erinnerungsvermögen war wie abgerissen. Soviel er sich auch anstrengte – er fand den Ariadnefaden nicht, der ihn nach hier geführt hatte.

Mike versuchte es auf andere Weise. Er konzentrierte sich und suchte nach den letzten Bildern in seinem Gedächtnis. Er hatte einige Schwierigkeiten damit, denn wenn auch sein Geist die Ketten abgeschüttelt hatte, so war er doch immer noch nicht im Besitz der alten Elastizität.

Doch schließlich gelang es ihm. Mike sah sich auf dem Vorderkastell

einer Galeere stehen. Seine Hände waren gefesselt. Links und rechts von ihm standen zwei Soldaten. Ihre Fäuste umklammerten die Griffe gezogener Schwerter. Ohne lange darüber nachzudenken, wußte Mike, daß diese Soldaten ihn bewachten.

Ein neues Bild zeigte sich seinem geistigen Auge. Ein Bild, das ihm einen kalten Schauder verursachte. Er stand in einem prachtvoll ausgestatteten Raum. Der Boden bestand aus rosafarbenem, geschliffenem Marmor. An den Wänden hingen kostbare Gobelins. Auch der Boden war teilweise mit einem dicken Teppich bedeckt. Überall standen brennende Kerzen. Ihr Licht fiel auf die goldenen Beschläge der kunstvoll gearbeiteten Truhen und Schränke an den Wänden des großen Raumes.

Doch dieser Anblick war es nicht, der in Mike den Schauder verursacht hatte. Es war die Gestalt, die sich lässig auf einer Ottomane ausstreckte und deren Augen ihn spöttisch betrachteten.

Irgendwie gab es in Mikes Gehirn einen erlösenden Knacks. Und dann war er wieder im vollen Besitz seines Gedächtnisses. Jetzt wußte er wieder Bescheid. Ssluun hatte ihn nach Khont gebracht. Ssluun, der ihm voller Hohn verkündet hatte, ihn, Mike, als Experimentierfeld benutzen zu wollen. Er hatte ihm sogar die Gründe dafür mitgeteilt. »Ich fühle es«, waren die Worte des schlangenhäuptigen Scheusals gewesen. »Ich fühle es ganz deutlich – du bist nicht von dieser Welt. Wenn ich versuche, meinen Geist in den deinen zu versenken, dann spüre ich einen Widerstand, den ich zum ersten Mal erlebe. Doch es ist meine Absicht, diesen Widerstand zu brechen, um Näheres über deine Herkunft zu erfahren. Du wirst deshalb mit mir kommen. Ich will dich bei mir wissen, ganz dicht in meiner Nähe. Und dann werde ich genügend Zeit haben, deinen Geist unter meinen Willen zu zwingen.«

Genau das waren Ssluuns Worte gewesen. Die Erinnerung stand so glasklar vor Mikes geistigen Augen, als ob diese Worte eben erst gesprochen worden wären.

Und dann waren die Augen dieser Kreatur größer und größer geworden. Eine lähmende Schwäche hatte von Mike Besitz ergriffen.

Immer dunkler wurde es in ihm. Wie in einem Fahrstuhl war er sich vorgekommen, der sich mit rasender Geschwindigkeit abwärts bewegte. Und hier, an dieser Stelle, rissen Mikes Erinnerungen ab.

Was diese Bestie nur alles mit ihm angestellt hatte? Sicher war es ihr gelungen, ihm alle Geheimnisse zu entreißen. Was würde die Zukunft bringen?

Dieser letzte Gedanke war geeignet, *in* Mike den Himmel seiner Hoffnungen zu verdunkeln. Gab es überhaupt noch Hoffnung für ihn? Mike wußte es nur allzugut – das Schlangenwesen war im Besitz schrecklicher Fähigkeiten. Wieder schauderte es ihn, als er an den Kampf zwischen den drei angreifenden Galeeren und deren jähes,

fürchterliches Ende dachte. Sie hatten gegen die höllischen Bestien, die Ssluun mobilisierte, nicht die Spur einer Chance gehabt.

Doch dann dachte Mike an Damona. So verrückt es auch war, und so sehr es nach reinem Wunschdenken aussah – Mike war zutiefst davon überzeugt daß Damona alles versuchen würde, ihn den Fängen dieser Bestien zu entreißen. Irgendwie würde auch sie den Weg auf diese Welt finden. Und wenn sie das geschafft hatte, dann war auch die Rettung nicht mehr weit.

So dachte Mike Hunter. Schon längst hatte er seine frühere Ansicht, in einer Art Traumwelt zu leben, die nach seinem Aufwachen jäh verschwinden würde, über Bord geworfen. Er wußte immer noch nicht, was ihn auf diese seltsame Welt gebracht hatte. Seine Erinnerungen brachen in dem Augenblick ab, als er abends im Hotelzimmer die kleine goldene Statue betrachtet hatte. Hier mußte irgendwo der Schlüssel liegen, der die Zusammenhänge entschleiern konnte. Nur eines wußte Mike genau: Hier waren dämonische Mächte im Spiel. Warum sie gerade ihn nach Yllnoor entführt hatten? – Auf diese Frage wußte er keine Antwort.

Mike unterbrach seine Gedankenspielerei. Sie führten zu nichts.

Viel wichtiger war es jetzt, sich das weitere Vorgehen zu überlegen.

Doch Mike Hunter sollte dazu nicht kommen. Schlüssel rasselten, drehten sich kreischend im Schloß. Die Tür schwang nach Innen zurück.

Ein eisiges Gefühl durchzog den Gefangenen beim Anblick des Eintretenden. Es war Ssluun. Hinter ihm standen die zwei Wachsoldaten.

Mike erhob sich, krampfhaft bemüht, seine Fassung zu bewahren.

Die verdammte Kreatur vor ihm durfte nicht merken, in welcher Gemütsverfassung er sich befand.

Ssluun lachte höhnisch. Es war ein unmenschliches, zischelndes Lachen, voll tiefer, grausamer Freude. Wenn es dem Orlonen auch nicht möglich war, in Mikes Bewußtsein ebenso leicht zu lesen, wie er es bei den anderen Bewohnern Yllnoors so gut vermochte – über die Gefühle dieses Mannes war er sich durchaus im klaren.

»Wie ich sehe, bist du wieder bei vollem Verstand«, stellte er sachlich fest. »Ich bin erstaunt über die schnelle Regenerationsfähigkeit deines Geistes.«

Mike gab keine Antwort. Was hätte er auch sagen sollen? Am besten war es, zu schweigen.

»Bist du nicht auf dein weiteres Schicksal neugierig?« fragte Ssluun mit sanfter Stimme. »Nun, wenn du mich nicht danach fragen willst, dann will ich es dir eröffnen.«

Die Worte klangen leicht, wie hingeworfen. Doch Mike Hunter spürte die Dunkelheit, die sich in ihnen verbarg. Aber er antwortete wieder

nicht.

»In zwei Tagen wird der Bruder des verstorbenen Oberherrn«, in den Reptilienaugen zuckte kurz ein grelles Licht auf, »zum neuen Herrscher über Khont ausgerufen. Es wird gleichzeitig der Tag deines Todes sein.«

Ssluuns Worte klangen trocken und nüchtern, sie enthielten nicht die Spur eines Gefühls, wenn man darunter edlere Regungen versteht. Doch die Augen des Orlonen straften die Trockenheit seiner Worte Lügen. Mike spürte es ganz deutlich – in ihnen lag Triumph und die grausame, sadistische Erwartung von Äußerungen der Angst und der Panik.

Mike wunderte sich über sich selbst. Die Ankündigung seines beschlossenen, baldigen Todes fand nicht den geringsten Widerhall in ihm. Keine Spur von Verzweiflung und Furcht vor dem gewaltsamen Ende. Er begriff es selber nicht. Irgendwie kamen ihm die Worte Ssluuns sogar lächerlich vor. Mike konnte nicht anders, wie ein Zwang kam es über ihn – er lachte schallend, mitten hinein in die Reptilienfratze.

Der Orlone hatte alles erwartet – Verzweiflung, ja sogar den völligen seelischen Zusammenbruch seines Gefangenen –, aber nicht diese ihm unbegreifliche Reaktion.

Ssluun wandte sich mit einer abrupten Bewegung an die hinter ihm stehenden Soldaten. In seinen Augen lag ein grelles Licht.

»Ergreift ihn! Und dann in den Kerker mit ihm! In das tiefste Verlies.«

»Dort liegen schon zwei Männer«, wagte einer der beiden Soldaten einen Einwand. »Es sind die Männer, die das Suchschiff nach Khont gebracht hat.« Der Wachmann zuckte erschreckt zusammen.

Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er eben einen groben Verstoß gegen die auf Yllnoor herrschende Sitte begangen hatte. Nie, unter gar keinen Umständen, durfte ein Orlone angeredet werden, ohne daß dieser selbst dazu aufforderte. Nur hochstehenden adligen Persönlichkeiten war dies erlaubt.

Doch Ssluun schien diese Unehrerbietigkeit nicht bemerkt zu haben.

»Steckt ihn zu ihnen!« zischte er voller Wut. »Sie werden sich gegenseitig ausmalen können, was es bedeutet, gehenkt zu werden.«

Die großen Schlangenaugen zogen sich zu zwei schmalen Schlitzen zusammen, als er seinen Gefangenen rachsüchtig betrachtete. Mit einer gleitenden Bewegung drehte Ssluun sich um und verließ den Raum.

Der Wärter, der eben die unvorsichtige Bemerkung gemacht hatte, atmete befreit auf. Noch immer konnte er sein Glück nicht fassen.

Aus bösen Augen sah er auf den hohlwangigen Mann.

»Los, vorwärts!« befahl er. »Du hast gehört, was mit dir geschehen soll. Hinunter mit dir!« Mit einer schnellen Bewegung zog er das

Schwert aus der Scheide und sagte warnend: »Und bilde dir nicht ein, du könntest dich wehren. Mein Kamerad und ich werden allemal mit dir fertig.«

Mike zuckte die Achseln und grinste. Immer noch war diese eigenartige Stimmung in ihm. Irgendwie kam es ihm vor, als spiele er in einer Theateraufführung mit, die in den nächsten Augenblicken enden mußte.

Und dann ging es endlose Stufen hinunter. An den von der Nässe schlüpfrigen Wänden waren Fackeln angebracht. Ihr flackerndes Licht warf huschende Schattenreflexe über die grobbehauenen Mauern. Einmal stockte Mikes Schritt. Ein Tier, fast so groß wie eine Katze, löste sich aus einer Spalte, um gleich darauf mit einem quietschenden Pfeifton in der nächsten zu verschwinden.

Einer der beiden hinter ihm gehenden Soldaten lachte.

»Du brauchst nicht zu erschrecken. Das sind bloß Ratten.«

Mike gab keine Antwort. Es hatte keinen Sinn. Hier war jedes Wort verschwendet.

Nach genau einhundertzweiunddreißig Stufen öffnete sich die Treppe zu einem gewölbeartigen Raum. Mike war vor Jahren mal in einem großen, unterirdischen Weinkeller gewesen. Hier sah es ähnlich aus. Nur die mächtigen Weinfässer, die er damals so bewundert hatte, fehlten. Sein Blick fiel auf die Trostlosigkeit nackter Wände.

Zu was dieser Keller wohl dienen mochte? Er enthielt nichts, was auf seine Verwendung hätte schließen lassen.

Mike sollte es bald erfahren. Einer der beiden Wachmänner ging auf die Mitte der Seitenwand zu und reckte seinen Arm in die Höhe.

Mike kniff seine Augen zusammen, um in dem Dämmerlicht besser sehen zu können.

Und dann erblickte er den handtellergroßen Eisenring, der an der Wand hing. Der Wärter zog daran. Er schien sich dabei anstrengen zu müssen, denn er verzog sein Gesicht zu einer Grimasse.

Zuerst quietschte es. Dann ertönte ein rollendes, dumpfes Geräusch. Mit knirschendem Ton öffnete sich im Boden ein viereckiges Loch. Jetzt erst bemerkte Mike die aus schwarzen, starken Balken gefertigte Tür, die sich langsam nach unten neigte, waberndes Dunkel freigebend. Die ersten Stufen einer Treppe zeigten sich.

Der Soldat, der an dem Eisenring gezogen hatte, machte eine einladende Gebärde und verbeugte sich höhnisch.

»Wenn es Mylord beliebt – dort unten befinden sich die Gemächer Eurer Gnaden.« Die beiden Wachmänner schüttelten sich vor Lachen.

War der bisherige Weg nach hier unten für eine zartbesaitete Seele schon so etwas wie ein Abstieg in die düstere Unterwelt, so hätte sie jetzt annehmen müssen, geradewegs in die Hölle zu marschieren.

Die Treppe bestand wie oben aus Felsquadern. Doch sie war von der

Nässe und dem leichten Moosbewuchs so glatt, daß die Hände immer wieder nach dem Geländer greifen mußten. Die Wände zu beiden Seiten der Treppe bestanden dagegen nicht aus gemauertem, sondern aus gewachsenem Fels. Soviel Mike erkennen konnte, war es Granitgestein.

Die Treppen wollten kein Ende nehmen. Und je tiefer es hinabging, um so modriger roch die Luft. Ein fauliger Geruch, der nach Sterben und Tod schmeckte. Wahrscheinlich war der Tod die einzige Möglichkeit, dieser grausigen, stygischen Unterwelt zu entfliehen. Wie anders sollte man ihr sonst entrinnen?

Wieder gab es eine Kehre, und wieder führten neue Stufen nach unten. Im Gegensatz zu oben waren die Fackeln an den Wänden in wesentlich größeren Abständen angebracht. Sie spendeten nur spärliches Licht.

Nach weiteren einhundertfünfzig Stufen waren die Treppen zu Ende. Der enge Gang öffnete sich zu einem großen unterirdischen Saal.

Trotz seines verhältnismäßig jungen Lebens hatte Mike schon viele Dinge gesehen. Viel Elend und viel Not – manchmal auch das Grauen. Doch was er hier sah, war derart, daß es ihm buchstäblich den Atem verschlug und kaltes Entsetzen nach ihm griff.

Der Saal war etwa einhundert Yards lang. Seine Breite mochte ungefähr zwanzig Yards betragen. Nach dem Anblick der Felswände zu schließen, war dieser große unterirdische Raum nicht von Menschen geschaffen worden, sondern ein Produkt der Natur. Daß er diesen viereckigen, saalartigen Charakter besaß, war reiner Zufall.

Mike begriff allerdings nicht, wie man diesen so tief unter dem Erdboden liegenden Raum entdeckt hatte.

Der Mensch ist ein Geschöpf des Lichts und nicht eines der Dunkelheit. Höhlen zu entdecken und zu erforschen ist schön und gut, doch das Herauskommen aus ihnen zurück zum Licht ist immer wieder eine Wohltat. Doch wie müssen Menschen fühlen, die für immer in der Unterwelt eingesperrt bleiben? Ist es überhaupt möglich, lange Jahre einer solchen Gefangenschaft zu überstehen, ohne daß der Geist dabei Schaden nimmt? Vielleicht dann, wenn die sonstigen Umstände nicht ebenfalls eine Tortur darstellen.

Doch das war hier unten, in diesem Gefängnis lebendig Begrabener, absolut nicht der Fall. Ungefähr drei Fuß über dem Erdboden waren in Abständen von etwa zehn Fuß Löcher in den Fels geschlagen. Die Längs- und Schmalseite der riesigen, unterirdischen Halle war mit diesen Löchern förmlich übersät. Sie waren annähernd kreisrund und besaßen einen Durchmesser, gerade so groß, daß sich ein normalgebauter Mann hindurchzwängen konnte – wenn das dicke, eiserne Gitter nach oben geschoben wurde.

Das trübe Licht einiger weniger Öllampen verbreitete eine Art

Dämmerlicht. War es Zufall oder war es Absicht – die beiden Gefangenenwärter gingen so nahe an den ›Zellen‹ vorbei, daß Mike manchmal Köpfe hinter den Gitterstäben erkennen konnte. Es waren Köpfe von Menschen, doch es haftete ihnen kaum mehr etwas Menschenähnliches an. Mike sah glühende Augen auf sich gerichtet, in denen der Wahnsinn wohnte.

Die Begleitmusik zu diesem schauervollen Anblick bildeten jammernde Laute, die aus einzelnen Zellen drangen. Es war das Ächzen und Stöhnen von Menschen, die den Tod herbeisehnten.

Als sie sich dem Ende der Halle näherten, sah Mike, daß sich plötzlich Arme aus den Gitterstäben reckten.

Und dann schüttelte das Wesen hinter den Gittern seine Fäuste.

Mike hörte Beschimpfungen auf sich und die Wärter niederprasseln.

Einer der Soldaten stieß einen lauten Fluch aus und ging zu dem großen Holzbottich, der in der Mitte der Halle stand. Mike sah ihn einen Eimer hochheben. Es klatschte, als das Gefäß auf die Wasseroberfläche fiel.

Der Eimer war bis zum Rand gefüllt, als der Soldat zurückkehrte.

»Du Hund! Ich werde dir dein ungewaschenes Maul stopfen!« Ein kräftiger Schwung, und der Inhalt des Eimers ergoß sich durch die runde Öffnung in das Innere der Zelle.

Ein hohes, spitzes Kreischen ertönte. Die Arme verschwanden, ebenfalls das Gesicht.

Mike hätte den Rohling am liebsten mit den Fäusten traktiert.

Aber diese zornige Anwandlung ging schnell vorüber. Damit war niemandem geholfen.

Das Klirren von Schlüsseln wurde laut. An der äußersten und zugleich untersten Zelle öffnete sich das Gitter.

»Hinein mit dir!« forderte ihn der Ranghöhere der beiden Wachsoldaten auf. Hämische Schadenfreude lag in den gefühlskalten Augen.

Mike würdigte den Mann nicht eines Blickes. Er schritt auf die Zelle zu. Dann begann er, durch das Loch zu kriechen.

Der Geruch, der ihm entgegenströmte, benahm Mike fast den Atem. Es war der Geruch körperlicher Ausscheidungen, vermischt mit den Ausdünstungen von Körpern, die schon lange kein Wasser gesehen hatten.

Endlich hatte es Mike geschafft. Er stand in der Zelle. Bevor seine Augen sich an das hier herrschende Dunkel gewöhnt hatten, klirrte es erneut. Der Wachmann verschloß gerade das Gitter.

Doch der Soldat konnte sich einer letzten Grausamkeit nicht enthalten.

»Du hast es gut«, rief er mit roher Stimme. »Bald bist du wieder draußen. Freue dich, wenn wir dich holen kommen, dann wird dir zu

einem fröhlichen Tänzchen mit Seilers Tochter aufgespielt.« Die beiden Männer lachten schallend auf. Dann wandten sie sich ab.

Langsam entfernten sich ihre Schritte. Mike war allein.

Wenigstens glaubte er das zunächst. Doch dann hörte er dicht neben sich erregtes Atmen. Jäh erinnerte Mike sich an die Worte Ssluuns, der den beiden Wachen befohlen hatte, ihn zu zwei anderen Gefangenen zu legen.

Mike Hunter strengte seine Augen an, versuchte, das dämmrige Halbdunkel zu durchdringen.

Und dann erkannte er die Umrisse zweier Gestalten. Sie standen so dicht vor ihm, daß er ihren Atem spürte. Es waren zwei Männer.

Der eine der beiden ragte wie ein Berg vor ihm auf. Der andere war von gedrungener, massiger Gestalt.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Mike lehnte sich abwartend gegen die Felswand. Sie war roh und unbehauen. Er spürte durch seine dünne Kleidung die Unebenheiten.

Eine Stimme ertönte. Sie war tief und kraftvoll.

»Wer bist du?«

***

Zyringa lehnte sich tief in den bequemen Sessel zurück. Damona saß auf einem kleinen Diwan. Ihr Gesicht war vor Erregung gerötet.

Es war eine fantastische Umgebung. Selbst dieser Ausdruck war viel zu schwach, um das unterirdische Reich des alten Magiers auch nur einigermaßen zutreffend zu kennzeichnen.

Schon seit Jahrhunderten bestand diese Zufluchtsstätte. Zuerst waren es nur kleine Höhlen gewesen. Höhlen, die vor vielen Millionen Jahren ein reißender Strom in das gewaltige Massiv des über viertausend Yards hohen Thossar gewaschen hatten. Er bildete die höchste Erhebung in der Gebirgskette, die eines der letzten freien Reiche auf Yllnoor schützend umgab. Unterhalb des mit ewigem Schnee bedeckten Thossar lag Rongard, die Hauptstadt Tornaaris.

Zyringa hatte dieses Höhlensystem durch einen Zufall entdeckt.

Bei seinem Anblick kam ihm sofort die Idee, sich hier eine Bleibe zu schaffen. Der Platz war günstig. Nach Rongard waren es nur wenige Wegstunden. Und nach Ruul, dem auch noch freien Land im Hochgebirge, war es auch nicht weit.

Diese Tatsachen hatten den Ausschlag gegeben. Für die gewaltigen telekinetischen Kräfte Zyringas war es eine Kleinigkeit gewesen, die Höhlen nach seinem Willen zu formen. Keinen Monat hatte er dazu gebraucht, sich eine unterirdische Behausung zu schaffen, die eher den Namen ›Palast‹ verdiente. Jeden Gegenstand, ob es sich um Möbel, um Teppiche oder um andere Einrichtungsgegenstände handelte, gewann er durch Umformung der Materie. Und da er

außerdem in der Lage war, mit seinem Zauberspiegel die Elementargeister beschwören zu können, verschaffte er sich auch deren Hilfe. Sie waren es, die dafür sorgten, daß ein ganz besonderes geistiges ›Klima‹ den ungeheueren Felskegel umgab. Ein Klima, das in jedem Lebewesen, das sich dem Berg näherte, ein Gefühl der Angst erzeugte.

Einige hatten sich davon nicht abhalten lassen, waren trotzdem weitergegangen. Doch je weiter sie sich vorwagten, um so größer wurde in ihnen die Angst. Dieses Gefühl wurde zuletzt so übermächtig, daß selbst der mutigste Mann ihm nicht länger widerstehen konnte und wie von Furien gehetzt die Flucht ergriff.

Die Jahrhunderte waren spurlos an dem Versteck vorübergegangen. Zyringa hatte alles so angetroffen, wie er es damals verlassen hatte. Fast so, als sei er gar nicht fort gewesen. Nur eine leichte Staubschicht hatte über den Gegenständen gelegen.

Damona und der Alte hatten nach drei anstrengenden Tagesmärschen Zyringas Unterschlupf erreicht. Sie mußten windgepeitschte Hochebenen durchqueren. Ihr beschwerlicher Weg führte an dunkel gähnenden Spalten vorbei, deren Tiefe man nicht sehen konnte. Sie durchstiegen enge Felskamine und durchwateten reißende Bäche.

Hinzu kam der scharfe, eisige Wind, der die Wärme des Lebens aus ihren Körpern vertreiben wollte. Doch sie ließen sich von all den Schwierigkeiten nicht abschrecken. Immer wieder richteten sie ihre Blicke auf den fernen Horizont. Dort wuchs das gewaltige Gebirgsmassiv des Thossar in den Himmel. Der Bergriese wirkte mit seiner vom ewigen Schnee bedeckten Kuppe majestätisch und tröstlich zugleich.

Mehr als einmal hatte sich Damona über die unglaubliche Kraft und Ausdauer Zyringas gewundert. Doch ihr Staunen wurde zur Fassungslosigkeit, als es dem Alten mit seinen magischen Kräften gelang, aus purer Erde Brot zu formen.

»Es ist kein großes Kunststück«, hatte Zyringa bescheiden abgewehrt, als Damona ihn danach befragte. »Alles ist Stoff: Steine, Bäume, Wasser und Luft. Sogar unsere Körper sind eigentlich nichts anderes. Es besteht nur der Unterschied zunehmender Beseelung.«

Und dann hatte der Magier etwas gesagt, was Damona zutiefst beeindruckte: »Weise Männer haben es schon vor vielen Jahrhunderten behauptet: Gott schläft in der Materie. Er träumt in der Pflanze und beginnt, im Menschen zu erwachen. Und je höher der Entwicklungszustand des Menschen ist, um so stärker wird seine Gewalt über die Materie. Sich dessen bewußt zu sein, bedeutet, den Schleier zu entfernen, der das große Geheimnis der Naturbeherrschung verhüllt. Wenn dieses Ziel erreicht ist, dann hilft auch die Geisterwelt.«

Zyringa hatte Damona lächelnd angesehen, als er diese Worte sprach. In seinen Augen lag jene Wärme, die durch den Kontakt mit einer verwandten Seele hervorgerufen wird.

Auf dem langen Weg hatte Damona ihren Begleiter über ihr Schicksal unterrichtet. Sie tat es, ohne dazu aufgefordert zu sein, denn sie wußte aus einem tiefen Ahnungsvermögen heraus, daß Zyringa für ihr Leben Marksteincharakter besaß. Natürlich im positiven Sinn. Der eigentliche Auslöser aber war das Gefühl starker Sympathie, das sie ab der ersten Sekunde für den Alten empfand.

Endlich hatten sie es geschafft. Als Damona vor der hochragenden Steilwand stand, hatte sie nirgends etwas erblicken können, was auf einen Weg in Zyringas Unterwelt hindeutete. Wo sie auch hinsah – überall zeigte sich graues Granitgestein. Sie hatte auch nichts von der Ausstrahlung gespürt, die jede andere Kreatur daran hinderte, sich dieser Stelle zu nähern.

Dann hatte der Alte seine Arme erhoben und einige für Damona unverständliche Formeln gemurmelt. Kaum war das geschehen, als sich vor ihren ungläubigen Augen der Berg öffnete. Es geschah ohne den geringsten Laut. Keine brechenden, platzenden Geräusche auseinanderreißenden Gesteins – nichts davon drang an ihre Ohren.

Kaum hatten sie die Spalte betreten, als sie sich auch schon hinter ihnen schloß. Licht war aufgeflammt. Kein gewöhnliches Licht, obwohl das bläuliche Leuchten sehr intensiv war. Doch wo Damona auch hinschaute, sie erblickte nirgends eine Quelle der seltsamen Strahlung.

Der Weg führte abwärts. Es war ein enger, gewundener Gang. Er sah aus wie aus dem Berg herausgebrannt. Wieder war Fassungslosigkeit über Damona gekommen. Die geistigmagische Kraft Zyringas mußte wahrhaft ungeheuerlich sein, solches zustande zu bringen. Oder war es noch anders? War es vielleicht die Geisterwelt, die ihm mächtige Hilfe gewährte? Denkbar war es. Ihre Mutter hatte diese Hilfe schließlich oft genug erfahren. Wenn auch nicht in diesem gewaltigen Ausmaß. Auch sie, Damona, hatte das Wirken dieser Mächte schon oft gespürt.

Doch warum besaß Zyringa ›nur‹ die Fähigkeit der Materieumformung? Warum verfügte er nicht über ein größeres Spektrum des Könnens? Damona vermochte keine Antwort darauf zu geben. Aber vielleicht offenbarte ihr der Alte noch weitere magische Geheimnisse.

Das Ende des Ganges mündete in eine kleine Halle, aus der mehrere Türen in die verschiedensten Räume führten. Zyringas unterirdisches Reich glich tatsächlich einem kleinen, reich ausgestatteten Palast. Es fehlte buchstäblich an nichts. Nicht *an* kostbarem Mobiliar, das jede erdenkliche Bequemlichkeit bot, und auch nicht an vielen seltsamen

Gegenständen und Apparaturen, die ohne Zweifel magischen Zwecken dienten.

Auf eine davon wies Zyringa im Augenblick. Goldener Glanz ging von der Halbkugel aus. Sie ruhte in einem silbernen Ständer, dessen sechs Füße im Felsboden verschwanden. Im Inneren der Halbkugel wogte eine tiefblaue Substanz. Obwohl keine Erschütterungen die Ursache sein konnten, zogen immer wieder feine, zarte Wellen über ihre Oberfläche. Seltsam, als Zyringa auf sie wies, wurden die Wellen höher, ganz so, als ob die Flüssigkeit sensibel reagierte.

»Mein magisches Auge«, erklärte der Alte. »Mit ihm hoffe ich deinen Freund zu finden.«

Damona machte einen tiefen Atemzug. Wenn das gelang… Das war schon der halbe Weg zum Ziel – dachte sie.

»Und die Orlonen? Du sprachst davon, daß sie in der Lage seien, magische Operationen orten zu können.«

Zyringa schüttelte lächelnd den Kopf. »Das können sie – aber nicht wenn es hier in meinem Versteck geschieht.«

»Warum?« wollte Damona wissen.

Die Miene des Alten wurde ernst. »Weil mich die Wesenheiten die du als Elementargeister bezeichnest, beschützen.«

»Wieso nur hier? Warum nicht an jeder anderen Stelle auf Yllnoor?«

Zyringa überlegte einen Augenblick. Damona bemerkte, daß er mit einem Entschluß kämpfte. Konnte es sein, daß ihm zu diesem Thema der Mund versiegelt war. Durfte er nicht darüber reden? Sie wußte es solche Dinge gab es. Oft, sogar meistens scheuen Geistwesen die Aufmerksamkeit der Menschen. Damona wollte gerade den Mund aufmachen, um ihm zu sagen, daß er die Frage nicht zu beantworten brauche, als der Alte ihr zuvorkam.

»Du darfst es wissen – du gehörst zu den wenigen Eingeweihten denen die Geisterwelt traut.« Zyringa lehnte sich bequem zurück.

»Auf jedem Planeten gibt es sogenannte magische Pole. Du bist ein solcher auf deiner Welt und ich auf der meinen. Daneben gibt es auch andersartige Pole. Sie werden durch die Massierung von Elementargeistern an besonderen Stellen gebildet. Warum das so ist kann ich dir nicht sagen. Tatsache ist aber daß der Thossar ein solcher Pol ist. Hier können sie mir helfen. Aber nur hier denn sie können diesen Ort nicht verlassen.« Zyringa beugte sich vor. Man konnte es in seinem Gesicht lesen, wie wichtig ihm die Unterrichtung Damonas war. »Es ist ganz einfach zu begreifen. Diese Elementargeistwesen sind gewissermaßen die geistige Essenz des Thossar – auch die der Erde, auf dem der Berg ruht, selbst die Essenz des ganzen pflanzlichen Lebens hier. So wie sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die Seele eines Menschen nicht vom Körper lösen kann so können auch die Elementargeister den Ort, an den sie wie an einen Körper

gebunden sind, nicht verlassen.« Zyringa sah Damona forschend an. »Ist dir dieser Zusammenhang klar?«

Damona nickte ein wenig abwesend. Es hatte ihr keine Schwierigkeiten bereitet, den Ausführungen des Alten zu folgen. Auch ihr Extrabewußtsein meldete keinen Protest an akzeptierte also das Gehörte. Trotzdem – es war unfaßbar! Wenn das stimmte – und Damona zweifelte keinen Augenblick daran – dann war der Evolution des menschlichen Geistes keine Grenze gesetzt. Dann würde nein, dann mußte er eines fernen Tages in der Lage sein das Universum auf rein geistiger Ebene zu beherrschen. Selbst ihre Damonas Fähigkeiten, würden sich dagegen kläglich ausnehmen.

Diese Vision war so ungeheuerlich daß ihr Körper unter der Wucht dieser Erkenntnis erzitterte. Alles was sie voneinander unterschied war lediglich der Unterschied der geistigen Entwicklungsstufe. Wem es gelang, den Bewußseinsgipfel zu erklimmen, der besaß automatisch den Schlüssel zur Entschleierung eines Geheimnisses, das unbeschränkte Macht verlieh.

Damona erwachte wie aus einem Traum. Verwirrt blickte sie hoch – gerade in die gütigen Augen Zyringas, der ihren Gemütszustand richtig erkannt hatte und ihr deshalb mit ihrer Antwort Zeit ließ.

»Du besitzt also die Macht über die belebten und ›unbelebten‹ Dinge?« fragte Damona.

Der Alte schüttelte den Kopf. In seinen Augen lag keine Resignation, sondern Demut und Selbstbescheidung.

»Nein«, gab er Antwort, »die Götter haben mir lediglich einen Teilausschnitt von dieser Macht gewährt. Besäße ich sie ganz«, in Zyringas Augen flammte ein heißes Licht auf, »dann hätte ich mit dem Orlonischen Spuk auf Yllnoor schon lange aufgeräumt.«

Der Blick des Alten wurde nachdenklich. »Mit den Fähigkeiten, die du auf deiner Welt besessen hast, und mit dem, was ich vermag, könnten wir es schaffen, Yllnoor den dämonischen Bestien zu entreißen.« Er zuckte die Achseln. »Der Augenblick dazu scheint noch nicht gekommen. Der Übergang von deiner zu meiner Welt hat dir den größten Teil deiner Fähigkeiten geraubt. Doch ich glaube nicht, daß du sie für immer verloren hast.« Zyringa schüttelte energisch den Kopf. »Das kann nicht im Plan der Götter liegen. Glaube mir, eines Tages wirst du wieder über sie verfügen können. Ich bin fest davon überzeugt.«

Der Magier wischte mit der Hand durch die Luft. Dann deutete er wieder auf das seltsame Gefäß.

»Zerbrechen wir uns nicht die Köpfe über Dinge, die nicht wir zu entscheiden haben. Wenden wir uns deinem Problem zu – der Auffindung und Befreiung deines Freundes.«

Ohne Damonas Antwort abzuwarten, erhob sich Zyringa und ging zu

der goldenen Halbkugel, die er als sein ›magisches Auge‹ bezeichnet hatte. Damona folgte ihm.

Der Alte umfaßte mit jeder Hand eine Strebe des silbernen Gestänges, in dem die Halbkugel ruhte. Dann sagte er leise: »Wir müssen uns während der nächsten Minuten vollkommen ruhig verhalten. Der geringste Laut läßt die magische Operation scheitern.«

»Kann ich dir helfen?« fragte Damona hastig.

»Leider nicht«, wurde ihr die Antwort. »Das Gerät ist auf mich abgestimmt. Prinzipiell wäre eine solche Abstimmung auch bei dir möglich, aber das würde zuviel Zeit kosten.«

Zyringa schwieg. Damona merkte, daß er sich konzentrierte, mit starren Augen in die seltsame blaue Flüssigkeit blickte.

Damona sah mit gebannten Augen, daß es in dem Gefäß zu brodeln begann. Feiner Dampf stieg hoch. Je tiefer Zyringas Konzentration wurde, um so stärker und dichter wurde auch der Dampf. Zuletzt war es so, als ob Damona und der Magier mitsamt dem Zaubergerät in einer Wolke schweben würden.

Und dann hörte Damona den Alten sprechen. Sie verstand seine Worte nicht, aber es war ihr klar, daß es sich um beschwörende Formeln handeln mußte. Wahrscheinlich dienten sie dazu, die Elementargeister herbeizurufen.

Ein feiner, kaum hörbarer klingender Ton durchschnitt plötzlich die Stille. Etwas überirdisch Jubilierendes haftete ihm an. Gleichzeitig begann der Nebel strahlend aufzuleuchten.

Und dann spürte Damona die Anwesenheit machtvoller geistiger Entitäten. Sie erschauerte unter dem Zugriff der geistigen Finger, die sich tief in ihr Selbst hineinbohrten und alle ihre körperlichen und seelischen Fibern abtasteten. Trotz der Sanftheit, mit der dies geschah, ahnte Damona, daß diese ›Kontrolle‹ einen Unwürdigen von einem Augenblick zum anderen vernichten mußte.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann zogen sich die Fühler zurück, hinterließen das Gefühl beglückender seelischer Wärme. Das feine, silberne Klingen wurde lauter, machtvoller, ähnelte mehr und mehr feierlichem Glockengeläut.

In Damona war eine unbeschreibliche Stimmung. Sie fand sich auf eine Art mit dem Geisterreich der Natur verbunden, die sie bisher noch nicht gekannt hatte. Ihr Bewußtsein erfuhr eine neue, fast beseeligend zu nennende Weitung. Es war ein Augenblick, der in etwa – um einen schwachen Vergleich heranzuziehen – mit der überschäumenden Freude eines Bergsteigers zu vergleichen ist, dem eine Erstbesteigung geglückt ist und der vom Gipfel des Berges in die sich vor ihm auftuende Weite schaut. Ein Augenblick, der oft die Freude eines ganzen Lebens aufwiegt. Es war die Freude über eine neue, sich ihr erschließende Dimension, verbunden mit der

beglückenden Gewißheit, von deren ›Bewohnern‹ anerkannt worden zu sein.

Das zauberische Licht in dem Nebel verstärkte sich, wurde gleißend. Und je mehr es das wurde, um so mehr verschwand das wolkenartige Gebilde. Es löste sich nicht auf, wie sich sonst gewöhnlicher Nebel aufzulösen pflegt – es verschwand buchstäblich im Nichts. Etwa so, als ob sich in der Luft eine unsichtbare Tür befände, durch die es entweichen konnte.

Und dann war nur noch das blaue Leuchten um die beiden Menschen und um die goldene Halbkugel. Noch immer blickte der Magier in die nun wie ein glatter Spiegel liegende Oberfläche der Flüssigkeit, die jetzt wie hartes, blitzendes Metall aussah.

Wieder hörte Damona den Alten Worte murmeln. Gleichzeitig legte er seine rechte Handfläche auf den Inhalt des Gefäßes. Sekundenlang ließ er sie dort, ununterbrochen mit flüsternder Stimme redend.

Endlich zog er die Hand zurück, gleichzeitig schloß sich sein Mund.

Kaum war das geschehen, als ein zitterndes Flirren über die jäh glasklar gewordene Oberfläche des Zauberspiegels huschte. Ein Bild formte sich, zuerst unklar, noch keine Einzelheiten verratend. Doch langsam stabilisierte es sich, wurde klarer und voller. Immer mehr verfestigten sich die Konturen. Noch ein Flirren, dann zeigte sich ein Anblick, derartig scharf, daß man meinen konnte, kein Bild, sondern die unmittelbare Wirklichkeit vor sich zu haben.

Eine Halle zeigte sich. Nicht die prunkvolle Halle eines Palastes mit Wänden und einem Boden aus geschliffenem Marmor. Die Wände dieser Halle bestanden aus zerrissen aussehendem Felsgestein – aus gestampftem Lehm war der Boden.

Das Licht weniger Fackeln erhellte nur notdürftig das Innere dieser Halle. Schwach zeichneten sich die Umrisse von Löchern ab, die offensichtlich in die Wände gemeißelt waren.

Zyringa machte eine Handbewegung. Im selben Augenblick bot sich die Halle so dar, als ob sie von vielen starken Lichtern ausgeleuchtet würde. Das Bild begann zu wandern, auf das unterste Loch der linken Wand zu.

Ein eisernes Gitter zeigte sich. Doch für die magischen Fähigkeiten des Zauberspiegels war dies kein Hindernis. Das Gitter wurde immer größer, näherte sich mehr und mehr. Einen winzigen Augenblick zitterte das Bild, dann verschwand das Gitter wie weggewischt und es zeigte sich – das Innere der Zelle.

Der Anblick entlockte Damona einen tiefen Seufzer. Das Loch – selbst dieser Ausdruck war noch geschmeichelt – würde selbst Tiere abschrecken. Der Boden, die Wände – alles war mit einer dicken Schmutzkruste überzogen.

Doch dieses unbeschreiblich düstere Kolorit nahm Damona mehr

oder weniger nur aus den Augenwinkeln wahr. Ihr Hauptaugenmerk richtete sich auf die drei Insassen der Gefängniszelle. Es waren alles Männer.

Damona erbebte, als sie Mike erkannte. Der Arme glich mehr einem Gespenst als dem Mann, den sie kannte und liebte. Das Bild glitt auf ihn zu, so lange, bis seine Gestalt es ganz ausfüllte.

Der Anblick war geeignet, auch einem starknervigen Menschen das Grauen zu lehren. Mikes Gesicht zeigte die Spuren schrecklichster Anstrengungen. Es war so hohlwangig, daß die Backenknochen spitz aus der Haut stachen. Die Augen – es waren müde und verzweifelte Augen – lagen tief in den Höhlen. Aber trotz aller Verzweiflung war in ihnen noch keine Stumpfheit zu erkennen. Immer noch funkelte das Feuer des Lebens in ihnen.

Mike unterhielt sich gerade mit seinen beiden Zellengenossen. Damona stieß einen überraschten Ausruf aus. Sie kannte, die beiden Männer. Es waren die gleichen, die damals mit ihr zusammen gefangengenommen wurden und die auch die SEA EAGLE wenige Tage später aus dem Meer fischte.

Leider vermochte das magische Auge eines nicht: die Stimmen der drei Männer verlautbar zu machen. Aber es war deutlich zu erkennen, daß sie sich berieten. Der ältere Mann redete eifrig auf die beiden anderen ein. Sein Gesicht, wie auch das des anderen Gefangenen, war nicht so erschreckend von schweren Strapazen gezeichnet.

Damona hatte es schon damals auf dem Transport nach Khont gespürt: Die Ausstrahlung des älteren Mannes verriet große Dynamik und physische sowie psychische Stärke.

Das Bild erlosch. Das blaue Leuchten verzuckte in einem hellen Blitz. Das magische Phänomen hatte sein Ende gefunden.

Zyringa machte ein ernstes Gesicht. In seinen Augen lag tiefe Sorge, als er Damona fragte: »Weißt du, wo sich dein Freund befindet? Kennst du dieses schreckliche Gefängnis?«

Bevor Damona antworten konnte, fuhr der Alte fort: »Es ist das Gefängnis für die lebenslang Eingesperrten und«, Zyringas Stimme wurde schwer und bedeutungsvoll, »und auch für die zum Tod Verurteilten.«

Die Augen des Magiers glühten in einem Feuer wilder Wut.

»Damals, vor meiner Verwandlung, gab es diesen fürchterlichen Ort noch nicht. Damals herrschte noch Frieden und Harmonie auf Yllnoor. Erst die Orlonen haben uns diese unmenschlichen Dinge beschert.« Er schwieg und blickte düster vor sich hin.

Damona war sich schon vor dieser Eröffnung darüber klar gewesen, daß sich Mike in einem von dämonischen Wesen geknüpften Netz verfangen hatte. Trotz der Angst, die jede liebende Frau in einer solchen Situation um den geliebten Mann empfinden mußte und die

auch sie nicht verschonte, zwang sie sich zu kühler Überlegung.

Hier offenbarte sich wieder die Stärke ihres Geistes, der sich niemals und unter keinen Umständen geschlagen gab…

»Es gibt kein Gefängnis, daß nicht eine Möglichkeit der Befreiung bietet«, sagte sie mit Festigkeit. »Ich werde ihn aus dem Loch herausholen und wenn sich die Schwierigkeiten bergehoch türmen.«

Zyringa sah sie überrascht und zugleich tief besorgt an.

»Weißt du, was du dir damit aufbürdest? Mein Unterbewußtsein sagt es mir: Ein solches Vorhaben gelang noch nie. Bedenke: Dein Freund ist mit allergrößter Wahrscheinlichkeit nicht auf das Geheiß des Oberherrn gefangengesetzt worden, sondern aufgrund des Willens der Orlonen.« Zyringa schwieg einige Sekunden. Dann blitzte ein Licht in seinen dunklen Augen auf. Eine Idee schien ihm gekommen zu sein. Seine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzug. Als er sprach, tat er es langsam, jedes einzelne Wort betonend.

»Die Orlonen werden jetzt alles von dir wissen, um sich ein genaues Bild machen zu können. Sie haben sicher das Gehirn deines Freundes so sorgfältig durchleuchtet, daß ihnen nichts, aber auch rein gar nichts, verborgen geblieben ist. Was ihnen zu dem Bild noch gefehlt hat, lieferte ihnen Ssluun und die anderen sechs Orlonen, gegen die du kämpftest.«

Zyringas Stimme wurde lebhafter. »Ich bin davon überzeugt, daß die Einkerkerung Mike Hunters nur eine Falle ist, die sie für dich aufgebaut haben. Sie sind sich darüber gewiß, daß du auf irgendeinem Weg davon erfährst und alles daransetzen wirst, deinen Freund zu befreien.«

Damona wußte instinktiv, daß Zyringa recht hatte. Er kannte die Orlonische Denkweise viel besser als sie. Doch was half das? Unmöglich für sie, nicht alles zu versuchen, Mike dieser Hölle zu entreißen.

»Du magst recht haben«, sagte sie mit entschlossener Stimme.

»Aber trotzdem ändert es nichts an meinem Entschluß. Ich kann nicht warten, bis sie ihn zu Tode gequält haben.« Ein Gedanke kam ihr.

»Du sprachst davon, daß die Elementargeister dir ihre Hilfe schenken, solange du dich hier aufhältst. Stimmt das?«

Zyringa machte ein verblüffendes Gesicht. Offensichtlich wußte er nicht, worauf die Frage Damonas abzielte.

»Das stimmt«, sagte er langsam, seine Augen dabei forschend auf das Gesicht der Frau richtend.

Damona atmete auf. Wenn der Plan, der ihr das Extrabewußtsein eben eingegeben hatte, aufging, dann bestand vielleicht die Möglichkeit, die Orlonen zu täuschen und trotz ihrer Falle über sie zu triumphieren.

»Kannst du sie dazu veranlassen, dir die Energie zu liefern, die ich für eine Teleportation nach Khont benötige? Und dazu ein genügend großes Reservequantum, das mir die Rückkehr mit Mike erlaubt?«

Zyringa stand einen Augenblick da wie erstarrt. Nur seine Gesichtsmuskeln zuckten. Ein Beweis für seine große, innere Erregung.

Die Antwort des Magiers ließ lange Zeit auf sich warten. Mit kleinen, schnellen Schritten durchmaß er den großen, fast kreisrunden Raum, dabei mit leiser Stimme vor sich hinmurmelnd.

Dicht vor Damona blieb er endlich stehen. Die Düsternis war aus einem Gesicht verschwunden. Die Augen Zyringas funkelten so stark, als ob darin Lichter angezündet worden seien. Eine Woge neuer Vitalität ging von ihm aus. Als er sprach, klang seine Stimme zuversichtlich.

»So könnte es gehen! Sie sind sicher nicht darauf gefaßt, daß wir unsere Kräfte vereinigen. Ich kann dir die Energie, die du benötigst, liefern. Aber nur zu einer Bedingung – ich werde dich begleiten!«

Damonas Augen leuchteten auf. Besser ging es nicht. Sie und Zyringa… Jetzt würden die Orlonen eine Nuß zu knacken bekommen, an der sie sich hoffentlich die Zähne ausbissen. Sie streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit froher Stimme: »Nichts könnte mir lieber sein.«

***

Mikes Zellengenossen schliefen bereits seit Stunden. Doch er selbst fand keine Ruhe. Immer wieder erinnerte er sich an das, was sie ihm erzählt hatten. Von ihrer Flucht aus dem oberirdischen, für normale Verbrecher zuständigen Gefängnis, von der Galeere, die das kleine Floß auf offenem Meer entdeckt und sie an Bord genommen hatte – und von der seltsamen Frau, die der vereinigten Macht mehrerer Orlonen widerstanden und sich ihrem Zugriff auf wunderbare Art entzogen hatte.

»Sie löste sich in Nebel auf«, hatte ihm Ronald Marvin versichert.

»Noch nie hab ich so was gesehen. Erst war es Nebel – und als dieser verschwand, da war auch von der Frau nichts mehr zu sehen. Und dann haben diese Bestien die beiden Schiffe mit ihren satanischen Kräften vernichtet. Ein Wunder ist es, daß wir verschont blieben.«

Mike war zuerst sprachlos gewesen. Er hatte bei den Worten Marvins am ganzen Körper gezittert. Das war Damona! Es konnte gar nicht anders sein. Sie war hier – auf Yllnoor! Gekommen, um ihn zu retten!

Es gibt ein Glücksgefühl, das mit noch so hochtönenden Worten nicht zu beschreiben ist. Ein Gefühl, daß man glaubt, im nächsten Augenblick vor Freude zerspringen zu müssen. In solchen Momenten kann man nicht reden. Der Mund ist wie versiegelt, im seelischen

Bereich dagegen tobt ein wahrer Sturm. Resignation und Verzweiflung verschwinden und machen neuer Hoffnung Platz.

Genau das war bei Mike der Fall. Verschwunden das Gefühl des Alleinseins in einer von dämonischen Mächten beherrschten Umwelt. Mit ihrem magischgeistigen Potential würde es Damona leichtfallen, ihn zu retten. Jeden Augenblick konnte sie hier erscheinen.

Und waren die Mauern noch so dick und dieses verfluchte Gefängnis noch so tief unter der Erde – für Damona waren es keine Hindernisse.

Das waren Mikes Gedanken. Kein Wunder, daß ihn alle Müdigkeit verließ und er nicht schlafen konnte. Er hatte seinen beiden Zellengenossen nichts über Damona erzählt. Obwohl Ronald Marvin und Will Conring ihm absolut vertrauenswürdig erschienen, verriet er mit keinem Sterbenswörtchen Damonas wahre Identität. Er tat es nicht aus Mißtrauen, sondern nur aus Vorsicht. Die Orlonen waren fähig, in den Gehirnen anderer zu lesen, wenn es ihnen zweckmäßig erschien. Ssluun hatte es sicher auch bei ihm getan.

Nur langsam glättete sich Mikes Gemütszustand, und der zurückgedrängte Schlaf klopfte gebieterisch an sein Bewußtsein. Immer langsamer wurden seine Gedanken, immer mehr entfernten sie sich von ihm. Und dann war nur noch Dunkelheit um ihn.

Das kreischende Geräusch eines sich im Schloß des Gitters drehenden Schlüssels entriß Mike dem bleiernen Schlaf der Erschöpfung.

Er war sofort hellwach. Stimmen drangen an seine Ohren. Eine befehlende, zischelnde Stimme, vermischt mit anderen, die unterwürfig Antwort gaben.

Und dann wurde es hell im Zelleninneren. Das Licht stammte von einer Fackel. Der Kopf eines Wärters zeigte sich.

»Los, raus mit euch!« In den gemeinen Augen zeigte sich ein häßliches Grinsen.

»Halt dein ungewaschenes Maul!« knurrte Conring wütend. In den Augen des bulligen Mannes glühte der Jähzorn auf. Er glich einem in die Ecke gedrängten Raubtier, das sich zum Sprung bereitmacht.

Ronald Marvin legte ihm die Hand auf die Schulter. »Sei ruhig!« flüsterte er beschwörend. »Mit sinnlosem Zorn richtest du nichts aus.«

Die drei Männer krochen mühsam aus dem Loch. Als sie draußen standen, sahen sie sich vier Soldaten gegenüber. Sie hielten Kurzschwerter in den Händen und beobachteten scharf jede Bewegung der Gefangenen.

Doch die vier Soldaten waren nicht als einzige erschienen. Seitwärts von ihnen, hochmütig abgesondert, stand ein Orlone. Mike erkannte ihn sofort. Es war Ssluun.

Die drei Männer blieben stehen. Marvin ruhig und gelassen, sein Gesicht sah wie versteinert aus, zeigte nicht die kleinste Gemütsbewegung. Conring dagegen glich einem Vulkan, der jeden

Augenblick ausbrechen konnte. Immer wieder öffneten und schlossen sich seine Hände. Der mächtige Brustkorb hob und senkte sich unter schnellen, tiefen Atemzügen, und aus seinen Augen schossen Blitze heißer Wut.

Auch in Mike brandete beim Anblick der dämonischen Bestie ein Zorn hoch, den er nur mühsam bändigen konnte. Aber seine Vernunft trug den Sieg davon. Widerstand wäre Wahnsinn, konnte ihre Lage nur verschlechtern.

Mike blickte Ssluun an. In den großen Schlangenaugen lag ein undefinierbarer, ihm rätselhaft vorkommender Ausdruck. Doch bevor er weiter darüber nachdenken konnte, tönte die unverwechselbare, zischelnde Stimme des Orlonen an seine Ohren. Sie klang sanft, so wie das Schnurren einer Katze.

»Der neue Herrscher über Khont, Oberherr Sarn Thorp, hat sein Urteil über euch gesprochen.« Ssluun schwieg einen Augenblick und betrachtete genußvoll die drei Männer. Doch er wartete vergeblich auf eine Reaktion der Angst. Den Mienen der Gefangenen war nicht das kleinste Zeichen von Todesfurcht zu entnehmen.

Doch der Orlone gab seinen Versuch noch nicht auf, in den Gesichtern der Männer die Verzweiflung aufflackern zu sehen.

»In einer Stunde werdet ihr aufgehängt«, sagte er. »Auf dem Marktplatz sind die Galgen bereits aufgeschlagen. Die Menschen von Khont haben sich schon versammelt, um euer Sterben mitanzusehen.«

Doch auch diese niederschmetternde Eröffnung zeigte nicht die geringste Wirkung. Ronald Marvin hatte sich in den vergangenen Stunden sowieso keine Illusionen mehr gemacht. Seine Gedanken weilten bei seiner Frau. Seit dem Abtransport hatte er sie nicht mehr gesehen. Wahrscheinlich lebte sie nicht mehr. Die Soldateska liebte es nicht, unangenehme Zeugen ihrer Gewalttaten übrigzulassen.

Und ohne den Menschen, der seit mehr als vierzig Jahren mit ihm verbunden gewesen war, erschien Marvin der nahe Tod mehr wie ein Erlöser. Daß er sein Ende wie ein fluchwürdiger Verbrecher an einem Strick finden sollte, konnte den Stolz dieses aufrechten Mannes nicht um ein Jota beugen. Dieser Tod war so gut oder so schlecht wie jeder andere.

Und Will Conring? Sein Temperament war völlig anders als das Marvins. Conring war ein Mann, der schnell jähzornig wurde und in dem die Leidenschaften oft überkochten. Aber das Gefühl der Angst war ihm genauso fremd. Sicher, er war jünger als Marvin und liebte das Leben in seinen dunklen und seinen hellen Farben. Aber noch größer war sein Stolz. Ohne Furcht sah er die schlangenhäuptige Bestie an.

Mikes Gefühle waren dagegen vollkommen anders. Nicht weniger stolz und unerschrocken als die der beiden anderen Männer. Doch in

ihm war noch ein anderes starkes Gefühl: das Gefühl der Hoffnung. Alles, was ihm bisher auf Yllnoor widerfahren war, kam ihm von Tag zu Tag unwirklicher vor. Etwa so, als sei er nur Zuschauer eines weltumspannenden Dramas. Irgendwie fühlte er sich nicht in das Geschehen integriert. Doch das wichtigste für ihn war das Wissen um das Hiersein Damonas. Keine Frage, sie war auf Yllnoor.

Und sie würde alles tun, um ihn zu retten. Diese Hoffnung würde er auch dann noch nicht aufgeben, wenn der Henker ihm den Strick um den Hals legte.

Dieser Glaube verlieh Mike Kraft. Ssluun empfand diese Stärke der Gefangenen, und er wußte, daß er sie nicht brechen konnte. In den unmenschlichen Schlangenaugen flammte es grell auf. Mit einer herrischen Armbewegung gab er den vier Soldaten einen Wink.

Dann wandte er sich um und verließ die Halle, ohne die drei Männer noch eines Blickes zu würdigen.

Der Anführer der Soldaten hob seine Waffe. Trübes Licht spiegelte sich in der scharfen Schneide.

»Geht voraus!« befahl er mit kehliger Stimme. »Aber gebt hübsch acht und kommt mir auf keine dummen Gedanken! Sonst bekommt ihr unsere Schwerter zu schmecken.«

Diese Warnung war völlig unnötig und verriet nur das Unbehagen des Offiziers. Wie hätten sich die drei Männer auch wehren sollen?

Der Aufstieg aus der Unterwelt war eine Tortur. Die Treppen wollten und wollten kein Ende nehmen. Mike spürte, wie ihm vor Schwäche der kalte Schweiß ausbrach. Mehrmals bildete sich dunkler Nebel vor seinen Augen. Dann schwindelte ihm und er hatte das Gefühl des Fallens.

Doch Mike wollte kein unwürdiges Schauspiel bieten. Immer wieder gelang es ihm, die Schwächeanfälle zu überwinden. Seine Knie zitterten, und sein Herz schlug einen Trommelwirbel nach dem anderen – aber seine Beine schafften Stufe um Stufe. In Mikes Kopf brauste und dröhnte es, und seine Lungen gierten nach Luft.

Endlich zeigte sich die große, viereckige Falltür. Mike erinnerte sich. Diese Tür führte in den gewölbeartigen Raum. Hier war gewissermaßen die Zwischenstation. Jetzt waren noch weitere einhundertzweiunddreißig Stufen zu bewältigen.

Ein Stoß traf Mike in den Rücken.

»Verdammt, trödle nicht, ich mach dir sonst Beine!« knurrte der hinter den Gefangenen gehende Offizier wütend.

Mike wäre gefallen, wenn Will Conring nicht mit seiner Pranke blitzschnell zugegriffen und ihn gestützt hätte. Ronald Marvin tat dasselbe auf der anderen Seite.

Je höher sie kamen, um so bunter wurde das Feuerwerk in Mikes Gehirn. Lichter zischten an ihm vorbei, platzten auseinander, wurden

zu riesigen, feurigen Blumen. Hinzu kam das Gefühl plötzlicher Leichtigkeit. Mehr und mehr verlor sich das Empfinden der Körperlichkeit.

Doch in dem Augenblick, als Mikes Bewußtsein endgültig in das Dunkel der Ohnmacht einmünden wollte, klatschte ihm eisige Nässe ins Gesicht. Der jähe Schock rief die schon entschwindenden Lebensgeister zurück. Mühsam öffnete er die Augen – und sah den Offizier vor sich stehen. Kaum hatte sein Gehirn diese Wahrnehmung registriert, als der Soldat erneut ausholte und ihm eine weitere gefüllte Wasserkelle ins Gesicht schüttete.

Licht drang in Mikes Augen – das Licht des Tages. Der Offizier stand vor ihm. Von irgendwo waren weitere Wachen herbeigeeilt.

Einige von ihnen hielten Conring fest, der sich ihrer zu erwehren suchte. Aus seinem Mund drangen unartikulierte Laute. Sein jähzorniges Temperament hatte die brutale Art, mit der man Mike behandelte, anscheinend nicht ertragen.

Und dann klatschte es. Die Soldaten hieben auf den Unglücklichen ein, bis Conring die Augen verdrehte und sein Kopf auf die Brust sank.

»Ich werde dich lehren!« rief der Offizier wütend. »Der Tod am Galgen ist noch viel zu schade für dich.«

Sie standen in einem kleinen, quadratischen Innenhof. Gerade machte sich ein Soldat daran, die große Portaltür zu öffnen. Mike, dessen Lebensgeister wieder erwacht waren, hörte ein dumpfes Brausen.

Als die Tür nach außen zurückschwang, verstärkte sich dieses Geräusch noch. Blitzartig kam Mike die Eingebung. Das waren die Menschen auf dem Platz vor dem Palast des Oberherrn.

Und dann traten sie durch die Tür. Mike und Ronald Marvin konnten alleine laufen. Conring, der durch die Schläge sein Bewußtsein verloren hatte, mußte von den Soldaten getragen werden.

Es war eine düstere Szenerie. Der Himmel hatte sich zugezogen.

Das Licht war fahl und warf gespenstische Schatten. Irgendwie erinnerte sich Mike an die Urteilsvollstreckungen der Inquisition im Mittelalter. Er hatte als Junge viel darüber gelesen. Der einzige Unterschied war wohl nur in der Art des Todes zu sehen, den man ihnen zugedacht hatte. Damals wurden die armen Sünder verbrannt, um sie von dem teuflischen Gift der Zauberei zu reinigen. Nun, der Strang war eine ebenso sichere Art, Menschen vom Leben zum Tode zu befördern.

Fast hätte Mike über diese Gedanken gelächelt. Seltsam, daß man in solchen Augenblicken so denken konnte. Wahrscheinlich war es so etwas wie ein geistiger Abwehrmechanismus, der dann seine Arbeit aufnahm wenn die Todesgefahr akut wurde.

Doch er warf diese Erklärung sofort wieder beiseite. Nein, das war es

nicht! Eher war das Gegenteil der Fall. Sein Verstand – und sein Gefühl – weigerten sich einfach, diese Gefahr anzuerkennen. Damona war auf Yllnoor. Sie würde seinen Tod nicht zulassen. Ganz bestimmt würde sie das nicht!

Während Mike sich dieser Hoffnung voll und ganz hingab, waren seine Füße automatisch weitergelaufen. Unwillkürlich blickte er hoch und sah die Stätte vor sich, die für ihn zum Ort seiner letzten Bestimmung werden sollte.

Die drei hochaufragenden Richtstätten waren genau in der Mitte des Platzes aufgestellt worden. Sie bildeten die geometrische Figur eines gleichseitigen Dreiecks. Die bereits über die Rollen gelegten Schlingen baumelten leicht im Wind. Auf dem Querbalken eines Galgens putzte sich ein schwarzer, rabenartiger Vogel sein glänzendes Gefieder. Als dumpfe Trommelgeräusche ertönten, erhob sich das Tier mit einem empörten Krächzen in die Luft.

Erst jetzt nahm Mike die gaffende Masse richtig wahr. Geballte Fäuste reckten sich ihm und seinen beiden Schicksalsgefährten hinter der durch Soldaten gebildeten Absperrung entgegen. Schmährufe drangen an seine Ohren.

»Verräterischer Hund von einem Tornaaner!« keifte ein altes Weib und schüttelte drohend die dürren Arme. Geifer rann aus ihrem Mund. »Man sollte dich lynchen! Der Strick ist viel zu schade für dich!«

Als ob diese grausamen Worte eine Auslöserfunktion gehabt hätten – Gebrüll wurde laut, und die Menschen drängten sich gegen die Absperrung, bemüht diese mit Gewalt zu sprengen.

Einen kurzen Augenblick sah es danach aus als ob es ihnen gelänge. Die Postenkette konnte sich nicht halten, wurde buchstäblich ausgebeult. Immer näher kamen die Gesichter. Arme reckten sich drohend, Menschen spuckten.

Ein weithin gellender Pfiff ertönte. Füße stampften den Boden.

Eine Hundertschaft Soldaten eilte zur Verstärkung herbei. Sie trugen grobe Knüppel in ihren Händen und hieben auf die Menge ein.

Angstvoll drängten die Menschen zurück.

Die Absperrung stand wieder. Die Knüppel der Soldaten hatten sich gebührenden Respekt verschafft. Der traurige Zug der Verurteilten und der sie umgebenden Wachmänner setzte sich wieder in Bewegung.

Doch schon nach knappen fünfzig Yards wurde das Ziel, eine Tribüne genau im Mittelpunkt des durch die Galgengerüste gebildeten Dreiecks, erreicht. Mike ließ seine Augen darübergleiten. In der ersten Reihe, genau in der Mitte, saß ein reich aufgeputzter, junger Mann. Das mußte der neue Oberherr von Khont sein. Rechts und links von ihm saß je ein Orlone. Der auf der rechten Seite mußte Ssluun sein. Obwohl es kaum möglich war einzelne Orlonen voneinander zu

unterscheiden, war Mike in dem Augenblick davon überzeugt, als der Blick der Bestie sich auf ihn richtete.

Es gibt Momente – namentlich im Angesicht des Todes – in denen die Empfindungen eine Art Hellgesichtigkeit besitzen. Alles wird auf eine eigentümliche Weise scharf und klar. So, als ob ein ›innerer Sinn‹ am Werk wäre.

Genauso war es jetzt bei Mike. Er las in den Augen Ssluuns nicht nur Bösartigkeit und Schadenfreude, sondern auch einen Zustand triumphierender Erwartung. Mike wußte plötzlich, daß das kommende Schauspiel der Hinrichtung für den Orlonen nur eine Begleitmusik für ein ganz anderes Ereignis sein mußte. Aber was konnte das für ein Ereignis sein? Mike wußte es nicht.

Mit einer betont feierlichen Bewegung erhob sich der Oberherr.

Sein Gesicht war herrisch und von beispielloser Arroganz. Einen langen Augenblick blieb er stehen und blickte stumm über die stummgewordene Menge hinweg. Sein prächtiges, mit kostbarem Pelzwerk besetztes Gewand und die blitzende Krone auf seinem Haupt bildete einen schreienden Kontrast zu den ärmlich gekleideten Menschen auf dem Platz.

Ssluun reichte ihm einen dünnen Stab. Sarn Thorp nahm ihn mit beiden Armen hoch, hielt ihn kurz waagrecht – und brach ihn dann mittendurch. Die Menge jubelte frenetisch auf.

Der neue Oberherr schien diese Sekunden sichtlich zu genießen.

Schließlich war es seine erste Amtshandlung. Voller Stolz blickte er um sich – und schrak zusammen, als ihn Ssluun mit einer energischen Handbewegung aufforderte, weiterzumachen. Mike, der sich immer noch wie ein Beobachter fühlte, sah in den farblosen Augen etwas aufflackern, was nach Angst aussah.

Und dann warf Sarn Thorp die zerbrochenen Stücke des Stabes auf das Katzenkopfpflaster. Ein leises Scheppern ertönte, als sie aufschlugen.

Kaum war das geschehen, als Mike sich gepackt und nach vorn gestoßen fühlte. Auch Ronald Marvin und Will Conring erging es so.

Letzterer war aus seiner Ohnmacht wieder erwacht und schaute mit wilden Blicken um sich.

Und dann stand Mike auf der Plattform. Ein Mann, dessen Gesicht mit einer bis auf die Brust hängenden Kapuze verdeckt war, nahm ihn in Empfang. Zwei seiner Gehilfen warteten darauf, ihm bei der geringsten Widersetzlichkeit des Todeskandidaten helfend beizustehen.

Auf dem Platz war es totenstill geworden. Mit hungrigen Augen starrten die Menschen auf die Galgen, nicht wissend, wo ihr Blick verharren sollte.

Aus den Augenwinkeln sah Mike, daß auch Marvin und Conring sich

für ihren letzten Gang bereitgemacht hatten.

»Gleich wirst du tanzen«, hörte er die Stimme des Henkers.

Mike antwortete nicht. Sein Gehirn nahm die Worte des Mannes überhaupt nicht auf. Statt dessen stieg ein würgendes Gefühl in ihm hoch. Seine bisherige Gleichgültigkeit wurde wie von einem Sturm hinweggefegt. Herrgott! Wo war Damona? Konnte es sein, daß alle seine Zuversicht vergebens gewesen war? Mußte er auf dieser dämonischen Welt sterben? Sosehr sich auch Mikes Bewußtsein gegen den immer wahrscheinlicher werdenden Tod wehrte, an dieses unmögliche Ende nicht glauben wollte – die Sekunden vergingen, schon senkte sich die Schlinge über seinem Haupt.

Mit einer Bewegung, die viel Routine verriet, legte der Henker die Schlinge um Mikes Hals. Ein teeriger Geruch stieg Mike in die Nase.

Der Mann mit der schwarzen Kapuze trat auf die Seite. Seine Hand griff nach dem Hebel, der den Mechanismus der Falltür auslöste.

Wenn er ihn betätigte, dann würde sie blitzschnell nach unten klappen und Mikes Körper in das Dunkel des Todes fallen.

Mike war seltsam ruhig geworden. Alle Gefühle schienen ihn jäh verlassen zu haben. Ob das eine Abwehrreaktion der Psyche war, dachte er verwundert. Ein dichter Schleier schien sich vor seine Sinne gelegt zu haben. Auch seine Augen blickten wie durch einen trüben Nebel. Jene Stille – Vorbote des nahen Todes – überfiel sein Bewußtsein, gegen die jede andere Stille lauterfüllt ist.

Schade, daß Mike es nicht sehen konnte. Als sich der Oberherr anschickte, den drei Henkern das Zeichen zur Urteilsvollstreckung zu geben, hinderte ihn Ssluun durch einen gebieterischen Ausruf daran.

Der Orlone befand sich in einem Zustand der Aufregung, der für diese Wesen höchst ungewöhnlich war. Noch nie hatte ihn ein solches Gefühl der Enttäuschung heimgesucht. Konnte es sein, daß sich SETH geirrt hatte? Er, der allmächtige Herr über alle Wesen der Finsternis? Nein, das war unmöglich! Noch nie war das geschehen.

Aber warum zeigte sich das Weib nicht? Warum unternahm sie nichts zur Rettung ihres Freundes?

Der Oberherr unterbrach seinen Gedankengang. Er tat es mit betont demütiger Miene. Sarn Thorp wußte, was er Ssluun schuldig war.

»Wollt Ihr die Vollstreckung verschieben? Oder…« Der Herrscher über Khont brach stockend ab.

Ssluun gab keine Antwort. Er beachtete die Frage des Oberherrn überhaupt nicht. Die Augen der schlangenhäuptigen Kreatur hatten sich zu zwei schmalen Schlitzen zusammengezogen, ein Zeichen für das angestrengte Nachdenken dieses Wesens.

Lange Sekunden war Ruhe. Die Menschen auf dem Platz begannen schon unruhig zu werden. Hier und dort ertönten unmutige Ausrufe. Die Masse wollte sich nicht um das makabre Schauspiel betrügen

lassen.

Doch auch diese Mißfallensäußerungen ließen Ssluun kalt. Sie weckten höchstens das Gefühl der Verachtung in ihm. Verachtung gegenüber Geschöpfen, die sich von solch primitiven Gefühlen beherrschen ließen.

Doch dann, von einem Augenblick zum anderen, schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Ssluuns Augen öffneten sich. Düstere Glut lag in ihnen.

»Gebe das Zeichen!« befahl er mit herrischer Stimme. Gleich würde sich zeigen, ob SETHS Plan in Erfüllung ging. Unwillkürlich beugte er sich vor, mit seinen starren, seelenlosen Augen das Geschehen unter sich förmlich einsaugend.

Sarn Thorp atmete erleichtert auf. Ein Hinrichtungsaufschub wäre unangenehm für ihn gewesen. Schließlich hatte jeder der Versammelten sehen können, daß der Orlone ihm in den Arm gefallen war.

Es war nicht gut, wenn die Bewohner von Khont wußten, daß ihr Oberherr kaum mehr war als eine Marionette, die nach dem Willen der Orlonen zu tanzen hatte.

Sarn Thorp hob seinen rechten Arm und durchschnitt mit ihm senkrecht die Luft.

Die drei Henker reagierten sofort. Sie rissen an den Hebeln.

ENDE des zweiten Teils